Vanitas

Karl Frenzel



Vanitas.

Ein Roman in sechs Büchern

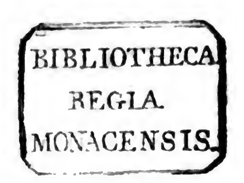
von

Karl Frenzel.



Dritter Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1861.



Eitelkeit der Eitelkeiten — und Alles ist eitel.
Prediger Salomonis.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Fünftes Buch.

I.

Ein altes, graues Rococogebäude, vier oder fünf verwitterte Genien auf seinem Dachgiebel, liegt der Palast der Andlau's in jenem Theil der Hauptstadt, wo dicht neben einander die Prinzen, die Gebieter, die vornehmsten Geschlechter des Landes wohnen.

Im Sonnenschein giebt es kaum eine häßlichere, eintönigere Straße — die meisten Häuser sind von schwerfälliger, trauriger Alterthümlichkeit, vor jedem dieselbe schräg aufgehende Rampe, dasselbe Eisengitter . . . ernst, trübe, steif, wie die Gesichter der alten Diener, die man zuweilen in ausgeblaßten Livreen — blaue Röcke mit silbernen Tressen, — vor den Thüren stehen sieht. Aber im Nebel, wenn im November die untergehende Sonne durch sein dichtes, feucht niedertropfendes Gewölk noch einmal blickt und ihre röthlichen Schimmer bald hier, bald dort in der Dunstmasse wie fern flackerndes Fackellicht auftauchen, gewinnt Alles eine eigene, phantastische Bewegung. Die strengen und harten Linien

der Architektur verschwimmen, zerfließen; da wo sonst die häßliche Form der hervorspringenden Fenstergesimse, die rohgearbeiteten Pfeiler der Pforte, unansehnliche Ziegeldächer uns störten, spielen und weben nun Nebel- und Wolkengebilde. Höher hinauf scheinen die Mauern zu steigen, grau in das graue Himmelsgewölbe, kein Ende die Treppen zu nehmen ... in der späten Nachmittagsstunde gehst du allein in der stillen, nicht allzu-laut vom Geräusch des Lebens durchwogten Straße — keine Kinder tummeln sich wild und lustig auf ihren Dämmen und Stegen, vom Fenster herab grüßt dich kein Mädchengesicht, kein Licht, keine Blume; dennoch bevölkert sich vor dir die Einsamkeit, Gestalten in Rococo-tracht und noch luftigere, lieblichere schreiten und tanzen hin und her; hinaufblickend nach dem ersten Stockwerk, d'rin überall hinter den Scheiben schon die rothseidenen Gardinen und bunten Vorhänge herabgelassen sind, führst du, wie deine Laune ist, eine glänzende Gesellschaft unter strahlenden Kronleuchtern hin, bei den Klängen der Trompeten, die zum Fest laden ... oder du stellst in-mitten dieser Pracht und Herrlichkeit eine hohe, schöne Frau — ein Idealbild, der Venus von Milo abge-lauscht — hinein, den Geliebten erwartend, oder seinen Verlust beweinend ... wie du es magst, ist doch dein

Wille ein viel größerer und mächtigerer Zauberer als die Wirklichkeit.

So, im Palaste der Andlau's, sitzt Martha allein. Seit einem Monat bewohnte sie ihn. Als in der Morgendämmerung des ersten Octobers auf dem Bergabhang von Rabenhorst Herr Franziscus von Waldheim von Berthold und einigen Andern, die zuletzt den Tanzsaal verlassen hatten, todt, einen einzigen Dolchstich im Halse, gefunden worden, war ihres Bleibens in Andlau nicht länger gewesen. Der Schrecken hatte sie vertrieben. Obgleich die Lage der Dinge ihm selbst nicht solch plötzliche Abreise erlaubte, drängte sie Julian von hinnen, er wollte sie vor allem Schrecklichen bewahren, was im Gefolge eines Mordes wandelt ... vor dem Anblick des Todten, vor der Verfolgung des unglücklichen Bellori. Denn gegen diesen richteten sich bei der Aufnahme des Thatbestandes durch die Behörden von Golderz die Aussagen Aller, man war geneigt die rasche That einer augenblicklichen Aufwallung des Wahnsinns zuzuschreiben, dunklen Gründen des Hasses, die, bei dem räthselvollen Wesen und Zustand Bellori's, selber unerklärlich und verworren bleiben konnten.

In verzweifelter Stimmung, trostlos, wie um all' ihre Hoffnungen betrogen, hatte Martha Andlau verlassen. Glaube doch nur nicht, daß du Ruhe finden

könntest, so lange du noch im Leben weilst. So entschlossen hatte sie alle Lockungen der Welt und der Freiheit von sich gewiesen, Frieden und Einsamkeit erwählt — da trieb sie ein unerwarteter Sturm wieder auf das hohe Meer, in Wogen hinein, die seit Jahren sie nicht so wild umrauscht, die gewaltsam ihre Leidenschaften aufriefen. Vielleicht ist jene Weisheit und Beschaulichkeit, die den Kampf und den Genuß des Lebens aufgiebt und ihre Kraft in den moralischen Selbstmord setzt, nur die letzte und höchste Täuschung, der feinste Betrug dieser Welt.

Nicht um ein Haarbreit hatte Martha die Entsagung in den Hafen der Ruhe geleitet. Weiter als je von ihm entfernt flog ihr Nachen dahin. Wieder fürchtete, haßte sie, wieder liebte sie mit jenem eifersüchtigen, verzehrenden Bangen, wie damals, als sich Julian zuerst von ihr losgerissen. Jetzt aber wäre seine Flucht ihr Tod gewesen. Wenn sie ihm auch Alles gestanden und mit den heiligsten Versicherungen seiner Liebe, unverbrüchlichster Treue, halberstickt von seinen Liebkosungen von ihm geschieden, wenn sie — seine Briefe mit zitternder Hast durchfliegend, in deren jedem die Sehnsucht nach ihr, zärtliche Sorge und Freundschaft sich aussprach — sich glücklich wähnte: der Schatten wich nicht, die Angst, daß ihre Vergangenheit langsam und heimlich

an seiner Liebe nagen würde, wie in der schönen Frucht verborgen ein giftiger Wurm, daß sie fortan eine Schuldige in seinen Augen sei.

Wenige Tage nach Franziscus Ermordung schrieb sie diese schwermüthigen Verse nieder:

Ich pflückte von des Lebens Baum
Die wildesten der Blüthen,
Bis Lenzesfreud' und Jugendtraum
Im Sonnenglanz verglühten,
Bis Trauer still und Einsamkeit
In Schatten d'rüber sanken,
Wie Wolken, die zur Abendzeit
Im schwarzen Flore schwanken. —
Wir dürfen nach der Freiheit Kuß,
Die Schönheit nicht genießen,
Nur ausgeweint am Kreuzesfuß
Die süßen Sünden büßen;
Und rissen wir vom Marterholz
Der Tugend uns're Triebe
Und trugen wir das Haupt auch stolz,
Bewußt des Geist's der Liebe,
Klang unser Leben jubelhehr,
Wie frohe Lerchenlieder,
Wir fall'n wie Blumen thränenschwer
Im Wetterregen nieder!

Und in diese tiefe Erschütterung und Aufregung ihrer Seele fiel, als sie kaum in dem öden Palaste in der Hauptstadt sich wohnlich eingerichtet, ein neuer Schrecken, ein Besuch Lothar's, der ihr in der schonendsten, aber bei ihrer Verstörung sie dennoch verletzenden Weise

das Geheimniß der Geburt Diana's offenbarte. Anfänglich in ihrem Zorn schalt sie Alles einen hinterlistigen Betrug, ihren Vetter einen Verräther, seine und Diana's Verstellung wären unerhört. Gelassener erwiederte der Graf: auf diesen Ausbruch ihrer Heftigkeit sei er gefaßt gewesen, denn er trage die Schuld, daß die ganze Sache in Heimlichkeit geführt worden sei, er habe Niemand, ohne die Beweise seines Glaubens in Händen zu halten, mit seinen Vermuthungen beunruhigen wollen, auf seinen Wunsch habe auch Diana geschwiegen. Wenn sein Verfahren sie gekränkt, bäte er um ihre Vergebung — „in Rücksicht", setzte er hinzu, „auf meine argwöhnische Natur, die sich unter so vielen feindlichen, streitenden Gegensätzen und Interessen verlassen und ewig bedroht vorkömmt."

Martha blieb ihm eine Weile stumm gegenüber. „Es ist schlimm," sagte sie darauf, „sich eine Schwester durch Richterspruch aufdrängen zu lassen; Sie werden nicht verlangen, daß ich sie liebe. — Meine Schwester! Wenn sie noch arm und elend wäre, der Hülfe bedürftig . . . aber diese eitle reiche Künstlerin! Ich begreife nicht, wie sie ihren berühmten Namen gegen diesen Makel ihrer Geburt umtauschen kann. Sollte sie so begierig nach Reichthum sein?"

Weit ab wies Graf Lothar diesen Vorwurf. „Ver-

dammen Sie doch Fräulein Diana nicht! Doppelt ist sie Ihnen ja jetzt verbunden. Wenn Sie beide nur den rechten Willen dazu haben, kann die Verständigung nicht fehlen. Mir war es eine heilige Pflicht, das Testament meines Oheims auszuführen, trotz aller Zweifel, die mich bestürmten: in nicht langer Frist, ich bin dessen sicher, werden Sie mir danken."

„Sie lieben Diana" ...

„O", wehrte er ab, „das ist eine unglückliche Leidenschaft."

So erbittert war Martha, daß sie auch diesen tiefschmerzlichen Ausruf des Grafen für Verstellung hielt und sich heimlich selbst anklagte, durch ihre Botschaft an Lothar, mit dem Fichtenzweig und dem Stein, im Namen Diana's, in seinem schwärmerischen Herzen eine Liebe noch höher entflammt zu haben, die sie jetzt verurtheilte. Ein rechtes Vertrauen vermochte Lothar sich nicht mehr bei ihr zu erwerben, überall glaubte sie auf Fallstricke zu stoßen. Keinen Augenblick verbarg sie ihre Meinung: „Ihr habt alle ein falsches, schlechtes Spiel mit mir getrieben," wiederholte sie. Eins nur solle man ihr ersparen, das forderte sie von ihm beim Abschied, ihr Erscheinen vor Gericht; was Graf Lothar als wahr und unwiderleglich anerkenne, habe sie weder Recht noch Beruf zu bestreiten, in den Becher Wermuth,

den sie leeren müsse, sinke als letzter Tropfen die Gewißheit, daß Diana ihre Schwester sei.

In ihrer Lebensklugheit und dem feinen ihr innewohnenden Gefühl des Schicklichen war indeß Diana diesem ersten Ausbruch des Hasses, jeder Berührung mit Martha entwichen und nach Dresden gereist, wo sie die Entscheidung ihres Prozesses abwarten wollte. Hatte es auf der Höhe von Rabenhorst, an jenem Septemberabend, eine kurze, weihevolle Minute gegeben, in der sie wie von himmlischen Harmonieen umwogt, von Paradiesesrosen umkränzt, ihres Glückes Traum erfüllt wähnte und ihr Leben wie einen einzigen hochherrlichen Freudentag vor sich ausgebreitet sah . . . ach, wie so flüchtig, wie so spurlos war diese Erscheinung verrauscht; so fühlen sich Heilige in den Garten Eden, vor Gottes Angesicht verzückt und erwachen, elend und jammervoll auf Erden. Julian liebte Martha, liebte sie nach Bellori's Erzählung noch leidenschaftlicher, unlöslicher — „rasender," sagte Diana und alle Geister des Hasses und der Eifersucht schwangen wieder ihre Fackeln um sie. Zu nahe hatte sie ihres heißesten Wunsches Erfüllung, einem Liebesworte Julians gestanden, um nicht in der ersten Bitterkeit der Enttäuschung sich von Allem abzuwenden und das Dasein als die Quelle ihres Schmerzes zu verdammen. Wie verwandelt

war sie einige Tage lang den Neuvermählten auf Sibyllenruh erschienen; bald in düstrer Schwermuth verschlossen dasitzend, „in Selbstmordsgedanken", urtheilte Arthur, dem „das Herz vor Mitleid und süßem Grauen brach, diese entsetzlichen Wirkungen unerwiederter Liebe an seiner Freundin zu bemerken;" bald im heftigsten Zorn auflohend — „und," hatte Arthur seiner Schwester Henriette weiter geschrieben, „die Götter beschwörend, sie zu rächen — ganz wie eine Scene aus Phädra." Auf die Dauer konnte indeß die stahlkräftige Seele Diana's nicht in solcher Unthätigkeit und eitlem Mißmuth verharren, ihre Selbstsucht schirmte sie . . . „ich will nicht untergehen," damit faßte sie sich und bis auf einen leisen, schmerzlichen Zug um ihren Mund entschwand die Qual dieser Tage aus ihrem Gesicht. Als sie mit der Prinzessin sich zur Reise anschickte, war sie wieder die lebensheitere, selbstbewußte Künstlerin, die in ihrem gefälligen Spiel mit Menschen und Dingen, in der Macht ihrer Töne den ewig strahlenden und ewig liebenswerthen Göttinnen der Anmuth glich. Kluge, leidenschaftslose Naturen finden sich darum so gut mit dieser Welt des Scheins ab, weil auch sie das Bedürfniß haben einen Schein um sich zu breiten und die Wahrheit zu vermeiden.

Während Diana von Fest zu Fest eilte, war es

um Martha einsam und traurig. Die Ankunft Julians schob sich in Folge mancher Geschäfte in die Ferne hinaus — Geschäfte, die vielleicht nicht so dringend, als er es darlegte, seine Gegenwart verlangten, die er aber vorschützte, da ihm der Muth gebrach, ruhig vor ihr zu erscheinen. Noch hatte er die Vergangenheit nicht überwunden, ein unbewachter Blick, das Zittern seiner Stimme würde ihr sein Leiden verrathen und das ihrige vermehrt haben, die Zeit sollte, ehe sie sich wiedersahen, ihre tiefsten Wunden schließen. In dieser Verlassenheit betrachtete es Martha, trotz ihrer geheimen Abneigung gegen ihn, als eine angenehme Unterbrechung der Einsamkeit um sie, daß Graf Lothar in der Mitte des Octobers den ihm eingeräumten Seitenflügel des großen Palastes bezog. Viel Unterhaltung und Erheiterung gewährte der Umgang mit ihm nicht; seit ihn das Testament seines Oheims fast gewaltsam aus seinem stillen und scheuen Wesen aufgerüttelt, eine Pflicht auf seine Schultern gelegt, schwankte er in einem beständigen Widerspruch zwischen dem, was er that, und dem, was er wünschte. In seiner Besorgniß vor einer muthigen, durchgreifenden Handlung war er zu Martha und Julian in eine schiefe Stellung gerathen, seine besten Thaten hatten den dunklen Schatten des Zweideutigen. Er mußte fürchten, daß auch Diana nicht günstiger von ihm dächte

und ihrerseits wieder seine Vertrautheit mit der Baronin „Doppelzüngigkeit“ nenne. Wie oft versuchte er, in einem Briefe an sie das Zauberwort zu sagen, das jetzt noch alle Zweifel und Irrungen lösen konnte, wie es wohl an jenem Sonntag, in der Ruine von Schönburg gesprochen, sie nie hätte aufkommen lassen — die Worte: „ich liebe Dich!“ Aber eine unerklärliche Angst hielt seine Feder von den geheimnißvollen Buchstaben zurück, die einmal zu diesen Worten vereint, wie der Spruch auf dem Siegel Salomonis das Geisterreich, so seine Zukunft und sein Leben unter ihrem Banne hielten. Letzte Hoffnungen giebt es, die wenn auch sie versinken, den Unglücklichen mit grausamer Hand in das Nichts sich nachziehen — Hoffnungen, zu denen man kaum emporzuschauen wagt, weil man sie durch einen allzukühnen Blick zu verscheuchen fürchtet, die bei ihrem Namen gerufen, verschwinden, wie der Nachtwandler aufschreckend in die Tiefe stürzt ... Hoffnungen eines unsterblichen Ruhmes, unermeßlichen Glücks, einer Liebe, die zu reich, zu süß, zu holdselig ist, um geschildert zu werden, deren leiseste Ahnung uns wie Sphärenmusik anklingt oder auf feurigem Wagen gen Himmel trägt — solch' eine Hoffnung war Lothar Dianens Liebe.

Wie hätte er da seinen höchsten Schatz leichtsinnig auf's Spiel, auf ein zur unrechten Zeit gesprochenes

Wort setzen mögen! Er wollte seine Stunde abwarten ... aber das Alles belastete, bedrückte ihn und machte ihn im Kreise fröhlicher Menschen zum schwerfälligsten und einsilbigsten Genossen.

In anderer Lage und Stimmung hätte auch Martha seine Gesellschaft eher gemieden, als aufgesucht; nun aber war er ihr doch willkommen, er begleitete sie auf ihren Spaziergängen, in die Museen, sein Gespräch lenkte sie unwillkürlich von den traurigen Gedanken an Franziscus, von den Grübeleien ab, welch' ein Schicksal Bellori gefunden, dem die Gerichtsbehörden bisher vergeblich nachgespürt, zuweilen beschwichtigte es sogar ihre Liebessorgen.

Und da gesellte sich zufällig zu diesen beiden stillen Menschen eine dritte, wie sie, mehr mit eingebildeten als wirklichen Leiden beladene Seele — Bertha, die Arthur einst in seiner „verlorenen Liebesmüh" als die „Taube von Sabinum" begrüßt.

Bertha ... Ihr kennt alle eine oder die andere jener schmächtigen Madonnen mit länglich schmalem Gesicht und dem wunderbaren Liebreiz schüchternster Mädchenhaftigkeit, die Rafael's jugendliche, noch ungeübte Hand in der Schule des Perugino malte — an Euch allen schwebte aus dem Spiegel, in den Faust schaute, einmal Gretchen's Urbild vorüber ... eine altdeutsche,

jungfräuliche Gestalt, um eine fein geaderte Stirn blonde Locken, die sanft sich bis auf die Schultern herabwiegen, schmachtende Augen, jenen Wassern gleich, aus denen die alten, auf den Meergrund versunkenen Städte in Sommerabenden auftauchen; dicht gefaltet ist ihr langes Kleid, die Aermel, die eng, mit blauseidenen Puffen, ihren Arm umschließen, ihr Mieder, das mit feinem Spitzenbesatz bis hoch zu ihrem Halse hinaufgeht; mit allem Süßen, Träumerischen, Lieblichen, Schwächlichen stattet ihr sie aus; bei ihr zu sein, sie zu behüten, dem Gesang ihrer Stimme zu lauschen, dünkt euch so schön, ihre Schönheit berauscht nicht, entflammt nicht, aber sie ist so wohlig, so zart — Mailüfte, die in eurem Haar spielen, eure erhitzten Wangen kühlen. Der Reiz dieser Gestalten, wenn sie uns im Leben begegnen, setzt sich schillernd aus Wirklichkeit und Phantastik zusammen. Ihr Bild verschmilzt uns mit den Bildern Cordelia's und Imogen's; je ferner wir ihnen stehen, desto poesievoller erscheinen sie.

Denen, die sie zum ersten Mal sahen, zeigte sich Bertha so. Eine sanfte Traurigkeit erhöhte noch die Lieblichkeit ihres Gesichts. Ihr selbst mochte es unentschieden sein, ob sie Arthur geliebt oder nur eine erste Mädchenfreundschaft für ihn empfunden habe, immer schmerzte es sie, daß er sie in seiner wetterwendischen

Laune verließ und sich einer Andern vermählte. Da ihr die Kraft des Entschlusses und des Willens fehlte, setzte sie dieselbe bei allen Männern als nothwendig voraus, bei ihm zunächst, der ihrem erwachenden Sinnen und Träumen „ein Ideal“ gewesen, jener Egmont, den Klärchen auf dem Holzschnitt der Schlacht bei Grevelingen hoch über den Kirchthurm des Dorfes hervorragen sah. Die Erkenntniß dieser Täuschung, die Ueberzeugung von Arthur's „Treulosigkeit“ erpreßte ihr Klagen und Thränen, zu einem heftigeren Ausbruch ihres Grams ließ es die Unklarheit und Schwäche ihres Gefühls nicht kommen. Mit oder gegen ihren Willen wird solch' Mädchen von jeder entschlossenen Hand erobert, die sie rücksichtslos ergreift; sich fügen, sich wehmüthig „in das Unvermeidliche“ schicken, gilt ihnen als das höchste Gesetz. Nicht den Sieg, sondern die Flucht vor der Leidenschaft nennen sie Tugend und trotz der Ahnung, die auch sie empfinden, von der Jämmerlichkeit und dem Trödelhaften der gesellschaftlichen Einrichtung, verkümmern sie lieber in diesen Formen, statt sie einmal muthig zu durchbrechen.

Bei einem Besuch, den „schon aus Anstandsrücksichten“ der Justizrath seiner frühern Clientin machte, hatte sich das Gespräch auf seine Nichte gelenkt und Martha den Wunsch ausgedrückt, das junge Mädchen

kennen zu lernen, ein Wort hatte sich dann an das andere geknüpft, Herr Alois Kalt aus allen entnommen, wie angenehm es der Baronin sein würde, in ihrem Haushalt eine jugendliche, freundliche und zugleich unterwürfige Genossin um sich zu haben. Seit einigen Monaten sann Herr Alois Kalt nach einer „so vortheilhaften Stellung" für seine Nichte. Nicht eben aus allzugroßer Neigung, mehr, weil er vor der Welt „als Ehrenmann" gelten wollte, hatte er nach seiner Ansicht „viel" für sie, die einzige Tochter seines arm verstorbenen Bruders, gethan und sie „mit schwerem Gelde" in einer Pension erziehen lassen. Lange sträubte er sich unter manchen Vorwänden, sie zu sich zu nehmen; eine Krankheit, in der sie seine treue Pflegerin war, stimmte ihn dann milder für sie und zeigte ihm „die Gesellschaft eines weiblichen Wesens" von ihrer „schöneren Seite." So kam Bertha in das Haus des Oheims. Aber nur zu bald empfand Herr Alois Kalt, der „als munterer Garçon" noch die Welt genießen wollte, das „Drückende" der Fessel, die er sich selbst „aus thörichtem Mitleid" angelegt. Bertha's Gegenwart störte ihn und ward ihm mit jedem Tage lästiger. Nun war noch seine Hoffnung zerstört, daß ihn ihre Heirath mit Arthur Eppstein von allen „kläglichen Folgen seiner unbedachten Großmuth" befreien werde; er konnte sich jetzt „ganz

in die Lage eines Vaters mit drei unverheiratheten Töchtern versetzen" und schalt und zürnte mit Bertha, als trüge sie die Schuld an dem Mißlingen seines Planes, ihr „kindisches, zimperliches Wesen" würde freilich Herrn Arthur Eppstein nicht gefallen haben, man gewinne die Männer nicht mehr mit Oh! und Ach! mit ewigem Erröthen und ewigem Seufzen! Diese steigende Unfreundlichkeit des Oheims verbitterte dem armen, vielgeplagten Mädchen jede Stunde, einen guten Engel sehnte sie herbei, der ihr einen Weg der Rettung wiese. Ihren wie seinen Wunsch einer Trennung begünstigte die Aufforderung Martha's und rettete bei alledem noch den guten Schein vor den Andern. Der Oheim verstieß seine Nichte nicht, im Gegentheil „widerwillig" gab er der Baronin, der er doch eine solche Bitte nicht weigern dürfe, zu Bertha's „eigenem Glück" nach.

Leicht gewöhnten sich beide Frauen an einander; wie Bertha hätte die Schwester sein müssen, die Martha mit zärtlicher Freundschaft umfaßt. Einen Zug bewahrte die Baronin von dem herrischen Character ihrer Vorfahren, neben ihr durfte eine andere Frau nur die zweite Stelle einnehmen wollen, ihr gefällig und gehorsam sein. In der so bestimmt ausgesprochenen Persönlichkeit, dem Künstlerstolz Diana's, der sich nur vor dem Mann ihrer Liebe und vielleicht nicht einmal vor

diesem ohne innern Widerspruch neigte, lag darum ein beständiger Anlaß zum Streit, der natürliche Grund der gegenseitigen Abneigung beider Schwestern. Bertha's Seele aber war aus jenem weichen Wachs geformt, das gleichsam den Bildner einlädt, es nach Willkür zu gestalten. Indem sie den Befehlen Anderer sich fügte, merkte sie die Unthätigkeit ihres eigenen Willens weniger. Mit allen schwächlichen Gemüthern, mit dem „großen Verräther" Arthur theilte sie das Bedürfniß nach Freundschaft, nach der Ergänzung ihres Wesens, nach einer Hingabe ohne Maß und Ziel. Nicht umsonst war Martha eine königliche Schönheit, mit einem Antlitz, in dem das schwärmerische Mädchen den Wiederschein marmorner Statuen der Liebesgöttin bewunderte. Noch ehe er ausgesprochen, suchte sie jeden Wunsch Martha's zu erfüllen. Diese Anhänglichkeit und Treue öffneten ihr weit die Pforte zu deren Herzen. Hätte die Baronin nur gleich ein großes und glänzendes Loos für die Freundin gehabt, sie für immer von dem Druck kleinlicher Verhältnisse zu befreien! Nur in mildem Sonnenschein, unter unbewölktem Himmel konnte sich Bertha glücklich entwickeln, in einer gewissen Fülle des Reichthums, in Sorglosigkeit, der Wechsel des Lebens knickte vielleicht diese Blüthe nicht, aber er nahm ihr all' ihre Schönheit und ihren Duft. Denn nicht ist

allen Formen ist Frauentugend schön... auch sie erliegt der Wandlung und was in der Jugend die Seele veredelte, verknöchert sie zuletzt, dann gleicht sie dem in das Bild seiner Schönheit versunkenen Narziß und verachtet die Welt, in dem stolzen Wahne, sie überwunden zu haben, während diese an ihr vorüberging und sie zu berühren verschmähte.

II.

Eins konnte man dem Hause, in dem Lothar den ganzen Sommer zugebracht, nicht absprechen, den romantischen Hauch.

Das bemerkte, als sie am Rande der Kiefernhaide hinfuhren und das alte Gebäude mit seinen rothbraunen Mauern und dem von einfachen eisernen Stäben umgitterten Balkon, ohne Blumen, ohne den geringsten Zierrath in einiger Entfernung erblickten, Martha, welche den noch warmen Octobertag mit Bertha und Lothar zu einem Ausflug dorthin benutzte.

Ringsum die Haide ... lautlos, mit ihren von Herbststürmen schon zerzausten Bäumen, über den bräunlichen, mit verwitterndem Schlingkraut bedeckten Boden weithin Kienäpfel und Fichtennadeln gesäet, hier und dort, von dem Geräusch des heranrollenden Wagens erschreckt, im Gebüsch aufspringende Hasen, kreischend flogen von den Wipfeln Krähen empor und Dohlen ...

„Eintönig aber still," antwortete Lothar den fra-

genden Blicken der Frauen, die von ihm eine Erklärung seiner Neigung für diese Stätte zu erwarten schienen. „In der Aufregung, an der ich damals litt, that mir diese Ruhe wohl. Uebrigens ist mir das Haus noch von der Jugendzeit her lieb und traut. Ein Seitenverwandter meines Vaters, ein in Ruhestand versetzter Oberförster bewohnte es, allein mit zwei griesgrämigen Dienern und zahlreichen Hunden. Jahre lang war es, da die besorgte Mutter mich nie von der Seite ließ, der einzige Ort, wo ich mich austoben und die Freiheit genießen durfte. Das mag nicht wenig meinen Entschluß bestärkt haben, das Haus zu kaufen, als ich in diesem Frühjahr hörte, der damalige Besitzer werde es Schulden wegen versteigern müssen."

Indem sie nun näher kamen, entwickelte sich das Gebäude in all' seinen Einzelheiten: vier Pfeiler bildeten auf einem vor der Pforte liegenden Vorsprung, zu dem steinerne Stufen führten, eine Art bedeckter Halle, die nach der hinteren Seite zu in eine Nische auslief; hier befand sich die mächtige Thür mit Doppelflügeln, von Eichenbohlen, an ihren Rändern mit einem Arabeskenkranz in erhabener Arbeit kunstvoll ausgelegt. An Schnitzereien, an kostbarem Holzgetäfel waren auch die inneren Zimmer des Hauses reich — Geräthschaften aus der Rococozeit wechselten mit Nachahmungen derer,

die florentinische Künstler im Schloß von Fontainebleau für Franz I. gearbeitet hatten, dann wieder bedeckten mittelalterliche, goldgestickte Ledertapeten, freilich im längst verblichenen Glanz, die Wände eines Gemaches, Ueberreste jener vielbewunderten, buntbemalten Glasfenster prangten, nicht ohne Geschmack zusammengesetzt, als Scheiben in den etwas niedern Fensteröffnungen. Wohl litt das Ganze an einer gewissen Ueberladung und glich, wenn man es mit flüchtigem Blick überschaute, den wunderlich ausgestatteten Sälen eines „Raritätencabinets," nur zu leicht war es erkenntlich, daß hier nie die ordnende Hand und das kunstsinnige Auge einer Frau gewaltet, daß nur die Laune und der Sammelfleiß alter Hagestolze Alles zusammengebracht und neben einander gestellt; nothdürftig hatte Lothar gesichtet und wenigstens in jedem Gemach eine Einheit des Kunststyls zu bewahren versucht. Der Eindruck reiner, anmuthender Schönheit war dadurch nicht erreicht worden, weil doch noch manches Störende geblieben, aber vielfacher Reiz bot sich im Einzelnen dem Auge, lebhafte und gefällige Anregung der Phantasie dar.

Von den Dreien, die jetzt nach einfachem Mahl die Räume durchschritten, fühlte sich Martha „so recht in ihrer Welt;" dieser silberne Becher mit der Jagd des kaledonischen Ebers erinnerte sie an Arbeiten Benvenuto

Cellini's, jenes kleine Bild von Boucher au Versailles. Sie mochte sich darum nicht von dieser „Kunstchronik" trennen, als Lothar einen Spaziergang in's Freie vorschlug; leichter war Bertha dafür gewonnen, die in ihrer jugendlichen Beweglichkeit nicht gern bei Sonnenschein im Zimmer verweilte und den Sammlungen halb aus mangelnder Erkenntniß, halb aus angeborener Abneigung „gegen Torso's und Bruchstücke" nicht Martha's Theilnahme zubrachte.

Einsam gingen die beiden jungen Leute von der Haide dem Dorfe zu.

In dieser Stunde erst schien Graf Lothar aufmerksamer, neugieriger seine Begleiterin zu betrachten. Oft hatten sie sich gesehen, im Hause des Oheims, in der Gegenwart der Baronin, sie konnten nicht eigentlich sagen, daß sie sich fremd seien, und waren dennoch wie durch ein weites, dunkles Meer von einander geschieden.

Heut zum erstenmal allein . . . von der Wiese vor den äußersten Häusern des Dorfes klangen die Sensen, das letzte Gras ward geschnitten, ein blauer, klarer Himmel, eine milde Sonne . . . leise röthete sie mit ihren Strahlen Bertha's Gesicht, das freudig verklärt aus ihrem lila seidenen Hütchen hervorlächelte. Seitdem sie auf dem Schildhorn jene seltsame, unbestimmbare, in jedem Augenblick anders schillernde Erscheinung

kennen gelernt — auch eine Sphinx mit Löwenkrallen und jungfräulichem Antlitz und ungelöstem Räthsel, „Gesellschaft“ genannt, hatte sie mit ihren Träumen auch die mädchenhafte Schüchternheit verloren und, wie wir alle, auf Kosten ihres Herzens an Selbstständigkeit und Freiheit gewonnen. Ruhiger schon begegnete ihr Blick dem Blick eines Mannes, statt der einsilbigen „Ja“ und „Nein,“ die Arthur im Winter, an den Donnerstagabenden, in dem blauen Zimmer „in einen dumpfen Zustand der Verzweiflung“ versetzt, antwortete sie heiter, sorglos den Fragen Lothar's, verfocht ihre Meinungen und regte durch ein kluges, sinniges Wort oft tiefere Gedanken an. Denn das ruhige, gehaltene Benehmen des Grafen, seine Schweigsamkeit gaben ihr Muth, zuversichtlicher zu reden; nicht jede ihrer Aeußerungen wurde von einem ungeduldigen Zuhörer, wie es Arthur gewesen, unterbrochen, gegen seine sprühende, Irrlicht ähnliche Lebendigkeit trug die Gemessenheit des Grafen gleichsam ein Festes und Stätiges in sich, worauf sie sich in Gefahren stützen konnte, wie jetzt, unter den Kiefern auf seinen Arm.

Schwerlich würde es einem Maler gelungen sein, in die Herbstlandschaft, d'rüber noch der Schein des Sommers spielte, eine Gestalt zu zaubern, die so innig und treu zu dem Ton und Hauch der Umgebung stimmte,

das Geistige darin so lieblich verkörperte, als dies junge Mädchen — unter den Bäumen wandelnd, leise sprechend, leibhaftig und doch wie eine träumerische Fee . . .

So lange hatte ihr Lothar noch nie in das Gesicht geblickt; aus diesen Zügen sprach eine weiche Schwärmerei — Gefühle, die mit sanfter Regung auch ihn bewegten. Bis an den Rand eines Baches waren sie gekommen, hier wuchsen Laubbäume statt des Nadelholzes, Erlen und Weiden, gelbröthliches Laub raschelte unter ihren Schritten, einzelne Aeste waren noch dicht umgrünt, bis oben in die Kronen hinein, das Moos und der Rasen hatten in der Nähe des Wassers noch grünschimmernde Frische. Wie in der klaren Fluth ihr Bild sich neben dem seinen spiegelte, mit ihm bei der Beugung ihres Kopfes fast verschwamm, lächelte Lothar, während sie höher erröthend sanft ihm ihren Arm entzog. Stand nicht so vielleicht vor tausend Jahren im Zauberschloß der Fee Morgane Ogier, der wackere Held, auf dem Haupt den Kranz ewiger Jugend, und was noch besser ist, ewiger Vergessenheit, am Strom, der den Garten umschloß, in seliger Liebes- und Lebensverschollenheit seinen Wellen nachblickend, denen ein grausames Gesetz von diesem Ort der Stille in das Land unruhiger, kampfgieriger Menschen zu entfliehen gebot? Waren nicht auch ihm Vergangenheit und Furcht oder

Wunsch der Zukunft jetzt entschwunden? Selbst die Vorstellung Diana's in dem jenseit von der Wiese aufsteigenden Nebel halb und halb zerflossen?

Lustiger Hufschlag scholl da von der Straße her und ein Reiter, der auf dem engen Feldweg nicht zu ihnen gelangen konnte und an dem Rand der Haide sein Pferd anhielt, schwenkte seinen Hut und rief mit heller Stimme: „Herr Graf von Schönburg!“

Eilig ging ihm dieser entgegen, während Bertha am Ufer zurückblieb, wo zwischen zwei Stämmen ein künstlich erhöhter Rasensitz zum Ausruhen einlud.

Indeß war der Reiter von seinem Pferde abgestiegen, hatte die Zügel desselben um einen Ast geschlungen und näherte sich mit freiem und doch ehrerbietigem Gruße dem Grafen. Der offene und ehrliche Ausdruck seiner Mienen, das muntere Wesen des jungen Mannes flößten Vertrauen ein, noch ehe er den Zweck seines Kommens berichtet. Es war Oswald, der Kunstreiter, aber nicht in trauriger, vernachlässigter Kleidung, wie auf der Höhe von Andlau, sondern im gewählten, die Vorzüge seiner schlanken Gestalt hervorhebenden Anzug, an den Lothar die Frage richtete: „Was bringen Sie mir?“

„Nicht viel, Herr Graf, doch Schönes und aus den schönsten weißen Händen. Sie werden mir des-

halb, hoff' ich, die Verspätung verzeihen" — und er langte, wohlerhalten, noch von dem seidenen Schnürchen umwunden, aus seiner Brusttasche, Blatt und Zweig und Stein, die er damals von Martha erhalten.

Staunend empfing sie der Graf, staunender, mit einem Aufleuchten seines Augs las er die Verse, welche die Prinzessin geschrieben, und dann auf der Rückseite des Blättchens andere, später — und von Diana selbst, er erkannte im Augenblick ihre geliebten, für ihn nicht nachzuahmenden Schriftzüge, hinzugefügte Worte:

Freundinnen sandten Dir, Freund, die gefährlich trügende Botschaft,
Schmeichelnd Sirenengesang, Dich zu verlocken, bestimmt,
Aber es führte dies Blatt zur wahren Geliebten das Schicksal,
Weihvoll in heiligem Brauch drückt' sie die Lippen darauf.
Hoffe doch! grüßet sie Dich; wie im fröhlichen Lande von Hellas
Ihres Endymion Traum nächtig Diana gelöst:
Naht sie im Schleier des Mond's, ob nur ein sterbliches Mädchen,
Hold aus den Armen des Schlaf's Dich zu entführen bereit.

In Lothar's bebender Hand flog das Papier, die Gegenwart des Fremden vergessend, schloß er es stumm an die Lippen . . . auf der Stelle vielleicht, darauf auch die ihrigen geruht. Denn wie er es auslegen mochte, selbst als flüchtigsten Scherz, es war doch immer ein Liebeszeichen — ein Zeichen von Diana! Allmählig erst sammelte er sich zu der Aufforderung an den Ueberbringer der seltenen Gabe, ihm getreu den Hergang zu berichten.

Mit jener kecken Liebenswürdigkeit, die Martha und die Prinzeß im ersten Eindruck für ihn eingenommen, erzählte Oswald sein Abenteuer in Andlau und fuhr dann fort: „Mein Wille war's, noch desselbigen Abends nach der Hauptstadt zu reisen. Allein in Golderz gab eine Kunstreitertruppe eine letzte Vorstellung. Ach, Herr Graf, Sie müßten einmal in den bunten Lappen gesteckt und die Koboldssprünge mitgemacht haben, im Lärm einer wilden Musik und dem Beifallrufen von hundert Kehlen, um die Lust zu begreifen, die mich unwiderstehlich in die Bretterbude zog. Einmal d'rin, kam ich nicht wieder heraus. Da waren so viel gute Freunde, so viel gute Freundinnen! Alles Bekannte von der Landstraße her, aus ihren Leiden und Freuden! Es geht doch nichts über die Freiheit und ein Leben, wie unser Bajazzo sagt: vis à vis de rien! Und dabei das alte gute Lied: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!" Hurrah, Herr Graf, damit hat man keinen Pfennig und doch die ganze Welt in der Tasche! Also ließ ich mich anwerben und irrte kreuz und quer, durch die Provinz, in's Nachbarland hinüber, nach Prag, nach Dresden — immer mit dem kleinen Stein da auf dem Herzen. In Dresden sah mich vor zehn Tagen ihre Hoheit, die Prinzeß, die mir so gütig gewesen und nun ihre Güte dadurch krönte, daß sie mich erkannte.

Ich ward zu ihr gerufen, nach meiner Sendung befragt. Beschämt stand ich da und stammelte nur allerlei schlechte Entschuldigungen in meiner Verlegenheit, da kam mir die Dame der Fürstin zu Hülfe, die Sonnenhaarige mit der weißen Hand, die lachte und sagte: das wär' den bösen Freundinnen ganz recht, daß ihr Plan durch meinen Leichtsinn verdorben sei — und sie nahm das Blatt und schrieb noch einige Zeilen hinzu, bis das kleine Stück Papier mit Buchstaben so dicht bedeckt war, wie unsere Gallauniform mit Goldtressen. Nun liegt's in Ihren Händen, Herr Graf — und darum, wenn Sie erlauben, auf Wiedersehen ... nämlich im Cirkus, wo Sie, wenigstens einmal hoff' ich und bitt' ich, bei meiner Benefizvorstellung erscheinen werden."

Lothar lachte und wollte ihn in das Haus nöthigen. Diese Ehre aber lehnte Oswald ab, einen Schluck Wein wolle er für sich und etwas Hafer für sein Pferd von dem Diener des Grafen erbitten, der vor der Thür stände — Alles unter der Bedingung, daß der Graf sich nicht um ihn bemühe, weiteres Zögern sei ihm überdies nicht gestattet, da er vor Abend in der Residenz zurück sein müsse, „einen sterbenden Gladiator" zu spielen.

Langsam führte er sein Roß am Zügel dem Hause

zu, von dessen Treppe ihm schon der Reitknecht des Grafen entgegen kam — schneller und im Gehen noch einmal die Verse Diana's, die so viel verheißenden, hoffnungerweckenden, überfliegend, ging Lothar indeß zu der einsamen, noch auf der Rasenbank im Anschauen der Landschaft versunkenen Bertha.

„Vergeben Sie mir nur diese Störung und meine Unart," bat er, „allein diese Botschaft war so seltsam, so unerwartet" —

„Freudig doch, wenn ich aus Ihren Mienen schließen darf."

„Ich gesteh's, sie kömmt mir aus werther und lieber Hand, von Fräulein Felsberg."

Verwirrt senkte Bertha das Auge und sagte mit einiger Anstrengung: „Ich sah sie einigemal, sie spielt mit außerordentlicher Meisterschaft."

„Sagen Sie der Baronin nichts von diesem Zusammentreffen, ich ersuche Sie darum; bei ihrer Abneigung gegen Fräulein Diana ist ihr jede Erwähnung derselben schon verhaßt."

Fast erging es Bertha auch so; in ihrer Brust regte sich ein Gefühl des Neides wider die Vielgefeierte. Von Diana's Ruhm geblendet und zugleich von Arthur's Begeisterung verletzt, hatte sie während des Winters heimlich „ihr eigenes musikalisches Talent" auszubilden

sich gemüht — anfangs mit heftigem, sich überstürzenden Eifer, und als sie die Nutzlosigkeit ihrer Versuche erkannt, sie entsagend, unter bitteren Thränen aufgegeben. Die Vermuthung, daß Diana der Heirath Clotildens mit Arthur nicht durchaus fremd sei, gab ihrer Eifersucht neue Nahrung — und nun mußte sogar Lothar mit sichtbarem Entzücken diesen Namen nennen ... sollte ihr denn überall dies Mädchen als siegreiche, sie in den Hintergrund drängende Nebenbuhlerin begegnen?

Feinfühlig empfand der Graf die leichte Verstimmung seiner Gefährtin, schrieb sie aber der Eitelkeit Bertha's zu, die sich mit Recht darüber beklagen durfte, daß er sie so rücksichtslos eine Weile allein gelassen. Ritterlich wollte er seinen Fehler wieder gut machen und verdoppelte jene zarte Aufmerksamkeit und Huldigung, die allen Frauen, die schwächsten zumeist, von den Männern wünschen und als den Ausdruck ihrer Liebe betrachten.

Wer kennt nicht die kleinen Zufälle und an sich nichtigen Begebnisse eines einsamen Spaziergangs mit einem Mädchen im Walde, über das Feld hinaus? Die ersten Aehren bricht sie vom Halm und bittet dich schalkhaft und doch ernst, sie durch die Lippen zu ziehen: das bringe Glück für das ganze Jahr; einen glänzenden Stein gewahrst du auf der Erde und reichst ihn ihr und Kindern gleich freut ihr euch an seinen wie von

Künstlerhand geschliffenen Ecken und Kanten. Dort wo der Weg steinig sich in die Höhe windet, sucht sie deinen Arm als willkommenste Stütze — oder, wie eben Lothar und Bertha, steht ihr schwankend vor einem Baumstamm, der als einzige Brücke über den Bach gelegt . . .

„Hinüber?" fragt der Graf im Scherz —

Verneinend schüttelt sie den Kopf, aber die Augen blicken sehnsüchtig nach dem jenseitigen Ufer, obgleich es so flach und kahl ist, wie das diesseitige.

„Oh; uns wird die Brücke noch tragen," meint Lothar und hat sie schon umfaßt, leicht in seinen Armen erhoben — drei, vier Schritte ... nun sind sie drüben, sie wie eine vom Hauch des Windes aufgeküßte, volle Rose in jenem dunklen Roth, welche die Blumenfreunde „Schlachthandschuh" getauft — soll sie zürnen, soll sie danken? Zuletzt verklären sich dann die widerstreitenden Empfindungen zum Lächeln der Freude, der Verschämtheit ...

Weithin gewährt das freie Feld ihnen die Aussicht; am Haidesaum entlang reiten Oswald und eine Dame, Bertha behauptet, sie trüge ein blaues Kleid, während Lothar in seiner Kurzsichtigkeit nur die wogende weiße Feder an ihrem schwarzen aufgekrämpten Hütchen erkennt . . . es ist wohl eine der „lieben Freundinnen", von denen Oswald gesprochen und die, ihn zu unter-

halten, den langweiligen Weg von der Hauptstadt hierher mitgemacht. In diesem Anblick wendet sich das Gespräch der Beiden zu jenem beständig zwischen Jüngling und Mädchen besprochenen und nie zu Ende geführten Satz von „ewiger" Liebe, „ewiger" Treue . . .

Als sie wieder in das Haus zurückkehrten und vernahmen, daß sie nur wenige Minuten über eine Stunde draußen geweilt, waren sie geneigt an Zauberei zu glauben. Für sie hatte es keine Zeit gegeben; in einem scheinbar unendlich kurzen Augenblick hatte Bertha's Herz in tausendfachen Schwingungen gezittert, war zwischen ihr und Lothar eine Vertraulichkeit, ein seelisches Verständniß eingetreten, das, in der Dinge gewohntem Verlauf, Wochen und Monate vielleicht nicht hergestellt.

Martha ahnte, was in der Seele ihrer jungen Freundin vorging, sie schloß sie, um ihr das Erröthen zu ersparen, in ihre Arme.

Im angenehmen Beisammensein sahen sie den Tag sich zum Abend senken. Plötzlich sprang da der Wind, der schon am Nachmittage schärfer zu wehen angefangen, nach Norden um und ein eisiger Regen stürzte aus den wildumhergejagten Wolken nieder. Statt sogleich aufzubrechen und den Mahnungen der Diener zu folgen, beschloß man das „baldige" Aufhören des Unwetters

abzuwarten; „es sei doch zu unbehaglich", meinte Martha, „aus den stillen, wohnlichen Räumen in den rauhen Sturm hinauszutreten" — und so wuchs die Heftigkeit des Windes, des Regens, bis zuletzt der Kutscher es für „beinahe unmöglich" erklärte, die „gnädigen Herrschaften ohne Gefahr" durch die nachtdunkle, morastige Haide zu fahren.

„Gut," sagte Martha, „so bleiben wir, sorgen Sie, Vetter Lothar, daß Sie es zwei verwöhnten Frauen in Ihrer Einsiedelei recht machen."

Allzuschwierig war diese Aufgabe nicht, denn das Haus hatte auch unter den früheren Besitzern mehr als einmal zahlreiche Gäste beherbergt und der alte Arnold, sein Leibdiener, den Lothar schon einen Tag vorher zum Kastellan des Jägerhauses geschickt, vorsorglich auch diesen Fall eines längeren Verweilens bedacht.

Im Schimmer der Beleuchtung, als hier in den Ampeln das Licht durch röthliches oder milchweißes Glas sanft gebrochen glänzte, dort durch Wachskerzen in hohen Armleuchtern voller seine Strahlen verstreute, zeigte sich die Ausschmückung der Gemächer erst in ihrem ganzen Zauber; in dem lebhafteren Spiel von Licht und Schatten, in den raschen Uebergängen von einem zum andern nahmen die Formen der Gegenstände etwas phantastisch Seltsames an. Die Unordnung, die im gleichmäßig

klaren Sonnenschein Bertha aufgefallen, verlor ihr Verletzendes und erschien im Gegentheil als das Bild einer höheren „poetischen" Welt, die sogar den schlichtesten Geräthschaften täglichen Gebrauchs einen sonst an ihnen nie bemerkten Reiz lieh. Wie von selbst lud die Umgebung, ein venetianischer Spiegel, eine alte Waffe, ein Dolch mit prächtig ciselirtem Griff, der im Zimmer, wo Lothar mit seinen Gästen das Abendessen nahm, ihnen gegenüber von der mit einer purpurrothen Tapete bedeckten Wand sich abhob, zur Erzählung von Abenteuern, Märchen und Sagen ein. Zwar fürchtete Martha von solchen Geschichten eine gefährliche Aufregung für Lothar's Gemüthskrankheit, aber er beruhigte sie und war ganz der heitere, gesprächige Wirth, auch verstand es Martha, jeder zu schreckhaft ausklingenden Sage durch einen geistreichen oder anmuthigen Scherz die Spitze abzubrechen; Bertha überdies, als an sie die Reihe des Erzählens kam, wußte nur ein liebliches, halb verschollenes Märchen aus ihrer Kindheit mitzutheilen, das mit dem Siege der Liebe über die falschen Mächte des Zaubers schloß.

Solch' genußreichen, von Kunst und heitrem Leben gleich erfüllten Tag hatte sie seit lange nicht gehabt, das sanfte Glück, dessen sie allein fähig war, nie in reicheren Zügen genossen. Im Lehnstuhl liegend, jetzt

wo die Nacht zur zwölften Stunde eilte und im Hause fast jeder Laut erstorben, die Hand vor den Augen, bedachte sie im halben Traume noch einmal, was ihr geworden, wie Alles gekommen. Neben ihr in einem kleineren Gemach schlief Martha schon, die schweren Vorhänge hatte Bertha niedergelassen, um die Schlummernde weder durch den Schein der Wachskerze noch ihre Bewegungen zu stören. Zu erregt, von zu bunten Bildern war sie umgaukelt, sie vermochte ihr Lager noch nicht aufzusuchen. Wenig hatte sie ihr Haar, ihr Kleid gelöst — wie sie so dalag, in dem braunen Sammetstuhl, halb ausgestreckt, das graue Seidenkleid vielfaltig um ihren Leib, über ihre Füße hin nachlässig gebreitet, das, wenn sie sich regte, leise knisterte; auf dem Tisch ihr gegenüber in einem Armleuchter von grünem Glase zwei mattbrennende Kerzen, mit flimmerndem Glanz sie umspielend, hätte Arthur bei ihrem Anblick: „Desdemona!" ausgerufen, denn an „Gretchen oder Klärchen" zu denken, würde ihm das seidene, modische Gewand und die ganze Einrichtung des Gemachs verboten haben.

In ihr Sinnen hinein tönte von draußen in einzelnen heftigen Stößen das letzte Toben des nachlassenden Sturmes, der in den Bäumen und um den Dachgiebel des Hauses wetterte und zuweilen den Regen laut schal-

lend gegen die Fensterscheiben trieb — über ihr hörte sie den Grafen noch langsam auf und niedergehen. Vielleicht war es mehr das Ohr ihrer Seele, als ihr leibliches, das dies Geräusch vernahm, und doch hätte sie die Schritte zählen können. Mehr Macht, als sie je wieder einem Mann über sich gestatten wollte, hatte Lothar schon über ihre Phantasie erlangt: sein Trübsinn, die Umgebung, in der er lebte, Martha's Schilderungen von Schönburg, Alles zog sie an; heute war ihr seine Persönlichkeit im glänzendsten Lichte erschienen; wenn sie ihn mit Arthur verglich, mußte sie trotz der bestechenderen Erscheinung des jungen Kaufmanns den Vorrang in adliger Gesinnung und Standhaftigkeit dem Grafen zuerkennen, der Gedanke, daß auch auf ihn Diana ihren unwiderstehlichen Einfluß übe, reizte ihre Eigenliebe, sich der gefährlichen Nebenbuhlerin, wenn nicht in der Kunst, doch in der Anmuth des Umgangs, ebenbürtig zu zeigen. Eins hatte sie vor ihr voraus — sie war in der Nähe Lothar's, täglich um ihn, so umstrickend ist das Band der Gewohnheit, so süß die Gewißheit, jeden Tag in das Auge eines freundlichen Mädchens blicken, Worte, und wären es die nichtigsten, mit ihr wechseln zu können...

Eine Verbündete besaß sie an Martha, deren Triumph wäre es gewesen, Lothar von Diana's Angedenken los-

zureißen und mit einem Mädchen zu verbinden, das ihre innige Neigung gewonnen. Sein eigenes Glück glaubte sie durch diese Verbindung dauernd zu begründen; daß ihn Diana nicht liebte, sondern nur aus Eitelkeit seine Huldigung erlaubte, aus Eitelkeit sie zu verlieren fürchtete und im listigen Gaukelspiel sich ihm heut entzog, um ihm morgen entgegenzueilen, daran zweifelte sie nicht, wie räthselhaft ihr auch dies Treiben der Schwester war. Bertha aber würde schon aus Dankbarkeit in unverbrüchlicher Treue dem Mann anhängen, der ihr kümmerliches Geschick in ein strahlendes, beneidenswerthes verwandelt.

Und Bertha? Ein Irrthum ist's, das Laster ohne einen Hauch der Tugend, die Tugend ohne einen Hauch des Lasters, hienieden in irdischer Erscheinung zu denken. Auch über diese weiße Stirn, die noch etwas von dem reinen Glanz der Engel in ihrer Milde und Schönheit bewahrte, irrten neben Gedanken hingebendster Liebe, romantischer Schwärmerei andere Vorstellungen hin — von der Herrlichkeit, die eine Gräfin umgiebt, von goldenem Geschmeide, prächtigen Schlössern, von einem edlen Rosse, darauf sie durch den Wald jagt, von kostbaren Wagen, in deren Kissen sie sich schmiegt ...

Mitten in diesen Träumereien war es ihr, als hallte ein tiefer Seufzer durch das Haus. Sie horchte,

über ihr verklangen die Schritte Lothar's ... nun kamen sie ihr wieder näher. Litt der Graf? bedrohte ihn ein Anfall seiner Krankheit? Eine Weile saß sie aufgerichtet im Sessel. Die Unruhe, die Lothar nicht zum Schlummer kommen zu lassen schien, bemächtigte sich auch ihrer. Es fröstelte sie, ihr Tuch, das sie früher aufgebunden, schlug sie wieder dichter um den Hals und stand auf. Martha regte sich nicht, die Lichter brannten trübe. Wie sie am Fenster vorüberging, bemerkte sie, daß der eine von den innern Laden nur schlecht verschlossen sei; in ihrem Bemühen, ihn zu schließen, sprang er vollends auf.

An die feuchten Scheiben preßte sie ihr Gesicht; eine Gluth, ein stürmisches Verlangen, sie wußte nicht, woher es kam, überwallte sie wie mit heißen Flammen, lauter schlug ihr Herz unter ihrer zitternden Hand, in dem leisen Zugwind, der von außen durch die Holzspalten des Fensterkreuzes drang, bewegten sich die Flechten ihres Haars, die herabhängenden Zipfel ihres Busentuches. In nächtige Dunkelheit starrte sie hinaus ... schwarz von den Schatten der Wolken, der Finsterniß, der Kiefern — kein Stern, kein Lichtschimmer, als der gelbe Strahl, der von ihren Kerzen in die Gegend hinausdrang ... der Regen hatte aufgehört, nur von den Zweigen tropfte es noch, nur selten fegte

noch ein Sausen des Sturms durch die Haide, wie ein Reitergeschwader zum letzten Angriff über die Ebene stürmt.

Da klang wieder ein schriller, heiserer Ton — wie Hülferuf, aber diesmal von den Kiefern her ... und dann ein Geräusch, als schleppe sich mühsam ein Mensch näher, dem Lichte zu, das ihm gastfreundlich winkte ...

Regungslos stand Bertha; jetzt mußte der Fremde die Steinstufen des Hauses erreicht haben, wie unter dem Schlag eines eisenbeschlagenen Stockes dröhnten sie — „Habt Mitleid mit einem Verirrten!“ vernahm sie deutlich — die Stimme schnitt ihr durch's Herz.

„Habt Mitleid!“

Geräuschlos öffnete sie die Thür ihres Gemachs, die nach der langen bis zum Hofe führenden Flur hinausging, in der Hoffnung, noch einen der Diener hier zu finden. Doch war Alles still, dunkel; die Lampe, die am Ende des Ganges in einer großen Glaskugel brannte, dem Verscheiden nahe. Indeß hatte der Fremde die Pforte des Hauses erreicht und schlug mit seinem Stabe dagegen. Unschlüssig zögerte Bertha auf der Schwelle — da stieg der Graf aus dem obern Stockwerk die Treppe nieder ...

„Habt Mitleid!“ scholl's draußen.

Weder Bertha noch Lothar sprachen, er gab ihr die

Leuchte, die er bis jetzt gehalten, und läutete die Glocke, welche die in den Hofgebäuden schlafenden Diener wecken sollte. Hin und her flackerte das Licht, hin und her schwirrten die Töne — war es nur eine Täuschung ihrer überreizten Nerven? Die Glocke hatte einen so dumpfen, melancholischen Klang, daß beide fast zu gleicher Zeit einander zuflüsterten: „wie die Todtenglocke!“ Doch überwand Lothar festen Willens jeden Schauer, er schob die inneren Riegel der Thür zurück — mit der Hand schützte Bertha die Leuchte vor dem scharf hineinströmenden Zugwind . . .

Sich schüttelnd, den von Sturm und Regen zerfetzten Hut tief in das Gesicht gedrückt, mit feuchtem, wildfliegenden Haar erschien der Fremde unter dem Gewölbbogen der Thür . . .

„Tretet ein,“ sagte Lothar.

Der öde steinerne Gang — die halbdunkle Beleuchtung, hier und dort vorspringendes Gesims, Eckpfeiler, welche neben der in den Hof gehenden Thür aus der Wand hervortraten, die dichten breiten Schatten, die sie über die graurothen Fliesen des Fußbodens warfen — die drei Gestalten in diesem Raum, schwankenden Dämmerungsgebilden ähnlicher, als leibhaften Wesen . . . ein Bild für den launenvollen und gewaltigen Pinsel Rembrandt's, ein trübes, bräunliches Farbengemisch.

„Dank Euch!“ stöhnte der Eintretende und sank erschöpft, kraftlos zusammen, sein Haupt an den Pfeiler lehnend.

Auf den Boden hatte Bertha den Leuchter gesetzt und näherte sich ihm mitleidig; sie nahm ihm den Hut, von dessen Rande die Tropfen auf sein Gesicht herabrieselten, vom Haupte, den Stab aus seinen erstarrten, eiskalten Händen, die ihn nicht loslassen wollten ... Daweilen hatte der Graf die Pforte wieder geschlossen, mit Windlichtern und Laternen kamen vom Hofe mehrere Diener. Die eben noch düstere unheimliche Halle erhellte sich; so leise auch auf Lothar's Wink, der nur flüsternd seine Befehle ertheilte, die Andern herantraten, um den Unglücklichen nach einem der hinteren Gemächer zu schaffen, das Seltsame des Vorfalls verschwand — die Gegenwart der drei verschlafenen und bei allem Gehorsam doch darüber mürrischen Diener, daß sie „eines Landstreichers“ wegen aus dem Schlaf geweckt seien, raubte ihm in Bertha's Meinung „alle Poesie.“

Nicht allzusanft hoben ihrer zwei eben den Bettler von den Steinen; flüchtig flog Lothar's Blick über das blasse, gefurchte Gesicht ... er stutzte, hastig, wie von unwiderstehlicher Macht gegen seinen Willen vorwärts gestoßen, ergriff er eine Laterne und hielt sie über dem Liegenden. Den mochte der grelle Widerschein schmerzen,

er schlug blinzelnd die Augen auf ... „Fort das Licht!“ schrie er dumpfen Lauts — „die Furien sind da, sind dort, die Furien! Aus das Licht, Nacht! Nacht!“

Sinkend aus Lothar's zitternden Fingern schmetterte die Laterne auslöschend, versplitternd auf die Erde ...

Seine Lippen bewegten sich, aber kein Laut wurde hörbar.

„Tragt ihn fort,“ gebot er — und selbst erdfahl wie der Bettler geworden, schwankte er die Treppe hinauf, Bertha ihm nach, als müsse sie ihm voranleuchten, wie ein schützender Engel bei diesem Schrecknis in seiner Nähe sein.

Schweigend kamen sie beide hinauf in sein Zimmer.

Bisher hatte Bertha wie unter der Leitung fremder Gewalten, einer Nachtwandlerin gleich, gehandelt. Jetzt als die Vorhänge der Thür hinter ihr zusammenrauschten, sie sich mit ihm allein befand, erschrak sie vor dem Gewagten ihrer Handlung, ihrer „Unweiblichkeit“ ...

Auf der Marmorconsole schlug die Uhr in raschen Schlägen die zwölfte Stunde ... Sie erblickte ihr Bild in dem großen schmalen Spiegel ihr gegenüber, der von dem Fußboden bis hart an die Decke des Gemaches reichte, bleich, verstört, mit flatterndem Haar, in der lieblichen aber an diesem Ort, zu dieser Zeit ihr peinlichen Unordnung ihres Gewandes, ihres Tuchs,

das aufgelöst ihre vollen, blendend weißen Schultern sehen ließ. Mit ersticktem Schrei suchte sie zu entfliehen . . .

Dieser Schrei machte Lothar aufmerksam, die Stirn in Runzeln, mit heftig arbeitender Brust hatte er so lang finster vor sich hingestarrt und der leise, wie auf Elfenfüßen ihm Nachfolgenden nicht geachtet.

Nun wandte er sich um . . . „Fräulein Bertha, Sie sind bei mir!“ und da hatte er schon ihre beiden Hände gefaßt und sie in die Mitte des Zimmers gezogen.

„Herr Graf Lothar,“ stammelte sie.

„Bleiben Sie,“ bat er mit eindringlicher Stimme und führte sie mit sanftem Zwang zu einem Sessel. „Sie haben die Qual, den Kampf meines Herzens verstanden. Verlassen Sie mich nicht . . . bleiben Sie, eine kleine Weile, bis sich mein Gemüth beruhigt“ —

Wie gespensterhaft auch das Abenteuer, das sie erlebt, für eine krankende, aufgeregte Einbildungskraft gewesen, die Wirkung, die es auf Lothar übte, mußte aus einer geheimeren Ursache stammen, die Neugierde, dies zu erfahren, Sorge um den bleichen tief erschütterten Mann, ein Gebundensein ihres Leibes trotz des innerlichen Widerspruchs hielt Bertha in ihrem Sessel gebannt.

Auf und niederschreitend redete Lothar mehr mit sich als zu ihr: „Je eifriger ich dem Strudel zu entfliehen suche, desto tiefer ziehen mich die Wellen nieder. Eine kluge Lehre: die Welt zu meiden, aber sie hat tausend Arme, die unerwartet, aus dem Dunkel heraus, auch den Stillsten, Einsamsten ergreifen und ihn in das Gewirr des Lebens, gerad den Frömmsten in blutige und schreckliche Verwickelungen reißen."

Schüchtern entgegnete Bertha: „Ein gutes Gewissen, ein muthiger Sinn, wie viel überwinden sie nicht! Denn, wie ich glaube, fürchten wir mehr die Schatten, welche einer That vorangehen und ihr folgen, als die That selbst."

„Die Schatten, meine Freundin, das ist's! Und ich besitze nicht die Hand, sie zu verscheuchen."

„O, sie werden von selbst zerfließen, wenn die Sonne aufsteigt."

Die Sonne . . . sie ahnte nicht, daß es für Lothar nur eine Sonne gab, Diana.

Diese Erinnerung erheiterte seine Züge, seine Seele, er setzte sich zu ihr, so nah, daß sie die Hand, die bisher auf der Armlehne ihres Stuhls geruht, hastig zurückzog.

„Da wir nun doch einmal Hausgenossen sind und hoffentlich es für lange bleiben, sollten wir uns gegen-

seitig Generalbeichte abhören; wie man solche Bekenntnisse auch betrachtet, edlere Gemüther bringen sie einander näher," begann er.

„Und wer nichts zu beichten hat, wie ich, im besten Falle Pensionsgeheimnisse?"

„Spiegelt doch im kleinsten Tropfen das All! Freilich, Sie sind noch so jung, so lieb! Möchte Ihr Fuß immer so leicht beflügelt über die Erde schreiten, wie Sie heut ahnungslos" ... Aber er faßte sich und wie um ihr die rasche Unterbrechung seiner Rede zu verbergen, sagte er: „Ihr Oheim ist ein Thor, er hat sein Haus des schönsten Schmuckes beraubt, indem er Sie daraus entließ."

„Er hatte seine Gründe."

Der Ton ihrer Stimme, die in diesen Worten zitternd ausklang, rührte ihn. „Sie waren nicht glücklich dort?"

Sie stützte nur nachdenklich den Kopf auf ihren Arm.

„Vertrauen Sie mir doch; denken Sie, ich sei Ihr älterer Bruder" —

„Mein Oheim will sich verheirathen, ich war ihm lästig, nutzlos ... es war stets mein Loos, aus einer Hand in die andere geworfen zu werden."

„Armes Kind!" Dann lächelte er wieder über Herrn

Alois Kalt's wunderliche Absicht. — „Heirathen! Welche Frau will er nur mit seiner Hand beglücken?“

„Ein böses, spöttisches, schönes Mädchen — eine Kunstreiterin hört' ich“ — der verletzte, unterdrückte Stolz des jungen Mädchens, ihre Anschauung von der Tugend und der Sitte, die mit selbstgefälligem Puritanerhochmuth in einer „Kunstreiterin“ ein „verlorenes Geschöpf“ sah, brach noch deutlicher in ihrer Bewegung, dem zornigen Aufwerfen ihrer Lippen, als in ihrer Aeußerung aus.

Lothar beschwichtigte sie: „Was wir sind, bedeutet das so viel? Und ist alles Sünde, weil es uns sündhaft erscheint? Sie können freilich nicht länger in einem Hause verweilen, wo jenes Mädchen herrschen wird... Aber trauern Sie doch nicht darum!“

Willenlos lagen ihre Hände in den seinigen, neigte sich ihr Gesicht ihm zu, wie zitternd vom hohen Stiel eine Blume sich niedersenkt.

„Ich mag nicht, daß so milde Augen sich je mit Thränen füllen — Bertha, Sie sollen immer einen Bruder an mir haben.“

Und auf ihre Stirn, die fast seine Lippen schon berührten, drückte er wie zur Besiegelung seines Versprechens einen leisen Kuß.

Bis in den feinsten Nerv schauerte Bertha — nun

stand sie, züchtig, schamvoll... „Lothar,“ lispelte sie... süß, wie ein Rosenblatt von der Blüthe fällt. Es war, als rege sich unten Martha und riefe nach ihr.

„Die Baronin,“ sagte sie.

„Daß sie schliefe, im Todtenschlaf!“ meinte Lothar. „Geloben Sie mir, nichts von dem Abenteuer dieser Nacht, nichts von dem Fremden je ihr zu erzählen. Mit Tagesanbruch will ich ihn entfernen, sie soll, sie darf nichts von ihm erfahren.“

„Ich gelobe.“

„Gehen Sie zu ihr, meine Freundin; gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Wäre es ein Glück, wenn die Menschen um ihre Zukunft wüßten? Kaum, denn sie würden wissend nicht anders handeln, als jetzt in ihrer Blindheit. Abhängig von den Eigenschaften ihres Leibes, den Lehren ihrer Erziehung, bedingt vom Zufall, sei er heute ein Kuß, morgen ein Blitzschlag, taumeln sie hin und her im beständigen Traum. Und wenn ein Dämon jetzt dem aus Lothar's Gemach entschwindenden Mädchen in's Herz geflüstert: halt' ihn fest, diesen Augenblick, so kehrt er nie dir zurück, nutze ihn aus, eine leichte, leise Bewegung deines Armes, ein Umschlingen seines Halses — ein Athemzug nur und Lothar ist dein! sein Edelmuth wird dich dann schützen, du bist schön, du bist

Gräfin — wandelnd auf persischen Teppichen, in Sammet gekleidet — wer fragt danach, wie du's geworden? lässest du ihn aber entfliehen, wird deine Zukunft elend, verlassen sein und noch schlimmer: dein Herz wird dir heimlich Vorwürfe machen, daß du so thöricht dein Glück verscherzt!... nur flüchtiger wäre sie die Stiegen hinabgeeilt, nur ausgeweinter hätte sie ihr Haupt in die Kissen ihres Lagers verborgen!

Die Furcht des Grafen vor einer Begegnung Martha's mit dem Verirrten, erfüllte sich nicht. In der ersten Dämmerung des Morgens hatte er, wie die Diener versicherten, einem Rasenden gleich, ohne Dank und Abschied das Haus verlassen und war in der Haide verschwunden. Auch Martha erinnerte sich der nächtlichen Störung nur dunkel; die Bewegung im Gange, das Aufschließen des Thor's hatte sie zwar auf Minuten dem Schlaf entrissen, aber sie doch nicht ganz ermuntert: nicht mehr Gewißheit besaß Alles, als ein schwerer, dumpfer Traum. Ueberdies drängte Lothar, der ruhiger und äußerlich gefaßter auftrat, als Bertha vermuthet, zur Abfahrt nach der Stadt, eine und die andere Frage, die Martha an ihn richtete, ob ihn schöne Träume umschwebt, umging er mit ausweichendem Scherz ... dann fuhr der Wagen vor, die Baronin gewahrte den

Freudenstrahl, der auf Lothar's Stirn aufleuchtete, das raschere Athmen ihrer jungen Freundin: sie lächelte vor sich hin, sie glaubte nun die wahre Deutung für Bertha's Befangenheit und Lothar's Hast zu haben. Sie nahm ihres Vetters Arm — Bertha flog voran, um „noch einen letzten Blick über die öde Landschaft, die sie wohl so bald nicht wiedersehen würde, zu werfen."

Arnold hielt den Schlag geöffnet; auf der andern Seite des Wagens stand Bertha — in dem zerflatternden Morgennebel die Brücke über den Bach suchend, dahinüber sein Arm sie getragen und die so verhängnißvoll für sie geworden . . .

Da blickte Martha über die Stufen schreitend zur Erde, wo ihr im Schatten eines Pfeilers der Halle etwas Glänzendes entgegenblitzte; ehe Lothar nur ihre Absicht bemerkte, hatte sie sich niedergebeugt und einen Dolch gefaßt. Jetzt traf ihr Auge Lothar's; beide starr, regungslos . . . dem Aufschrei des Grafen kam sie mit einem befehlenden: „Still!" zuvor und, als sei es ein Spielwerk, erhob sie den Dolch; auf der einen Seite las sie eviva la libertà, auf der andern Giovanni Bellori... die Rostflecke des Stahls ließen sie schauern: „Blut — sein Blut!" sie sagte es nicht und doch war es für Lothar auf ihre Lippen geschrieben. Den

Namen zeigte sie ihm noch ... war er hier? schien die Bewegung ihrer Hand zu fragen. Lothar nickte — nun waren sie die Stufen hinabgegangen, Bertha wieder zu ihnen getreten, hatte Martha den Stahl in ihrem Busen verborgen.

III.

„Ja, wenn nicht Jeder die herrlichen Dinge: Leben, Liebe, Freundschaft und Ehe immer auf's Neue durch eigene Erfahrung kennen lernen müßte! Wenn man im Voraus, ehe man sich zu tief mit ihnen einläßt, wüßte, was Alles in der unschuldigen Hülse dieser Namen steckt! Wenn es doch noch Bücher gäbe: in vier und zwanzig Stunden unter allen Umständen ein vortrefflicher Ehemann zu werden — aber freilich, unter allen Umständen!“

All' diese Vordersätze, denen als Nachsatz nur ein sinniger Gedankenstrich oder drei bedeutungsschwere Ausrufungszeichen in der Tonwandlung folgten, pflegte Herr Arthur Eppstein in dem zweiten Monat seiner Ehe öfter vor sich hinzumurmeln — denn sein Tagebuch, dem er sonst mit unermüdlicher Feder die „kleinen Leiden“ und die noch „kleinern Freuden“ eines „irdischen Pilgers“ anvertraut, ungewiß, ob sie zur Belehrung der Nachwelt oder zu Papilloten für die Locken seiner

Zukünftigen dienen sollten, war an dem Tage nach der Festvorstellung in Sibyllenruh „geschlossen“ worden, Arthur hatte eine „Ahnung“ und „künstlerisches Verständniß“ genug, daß hiermit der erste Theil seines Lebens „beschlossen“ sei.

War Herr Arthur nicht glücklich?

O, im Gegentheil, Herr Arthur Eppstein war „sehr glücklich;“ die Wetterwolken, die zuweilen auf Clotildens Stirn, dicht unter ihren blonden Haaren, hinwandelten, die Blitze, die um ihren Mund spielten, unterbrachen in „anregendem Wechsel,“ die „langweilige Bläue“ seiner Ehe. Trotz Balzac's „Physiologie der Ehe,“ die er übrigens „aus eigener Erkenntniß“ jetzt als „dummes Buch“ zu bezeichnen ein Recht hatte, freute er sich jedes neu aufsteigenden Gewitters; nie hätte er geglaubt, daß auch im Ehestand, diesem „reinen Nichts für Herz, Geist und Gemüth,“ der wunderbarste Umschlag der Stimmungen nicht selten und eine Fülle „lyrischer Poesie,“ die sich zu „höchst dramatischem Ausdruck gipfeln könne,“ enthalten sei. Von dem Augenblick dieser Erkenntniß an verachtete Arthur alle Romane, die „ungenügend und unwahr“ die Geschichte ihrer Liebenden mit der glücklichen Vereinigung beider beendigen, während doch die Dichtung eine weit andere Aufgabe zu lösen habe, die große Frage nämlich: was

wird aus der Liebe in der Ehe? Welche Schicksale, welche Umwandlungen erleidet sie?

Freilich nicht sein, sondern dein Verdienst war es, liebenswerthe Clotilde, daß an Arthur's Himmel nur blaue und rosa Wölkchen vorübergaukelten und selbst die schweren, dunklen an ihren Rändern, wie bei Sonnenuntergang, mit tausend goldenen Franzen besetzt waren. Nicht allein ließest du, ihm zu gefallen, dein reiches Haar nach antiker Weise frisiren und lerntest mit einiger Mühe das Parzenlied Iphigeniens auswendig, du hattest auch beständig dein sonnigstes Lächeln, deinen muthwilligsten Scherz für ihn bereit; obgleich du viel verständiger und scharfsinniger warest, als er, spieltest du bescheiden die zweite Rolle und bliebest stets nur „seine Frau," während er noch etwas mehr als „dein Mann" zu sein wähnte.

Kluge Clotilde — in deiner Jugend war es dein Vergnügen gewesen, mit weißen Kätzchen zu tändeln, ihre Schmeicheleien zu dulden, ihre anmuthigen Sprünge zu bewundern. . . . Hast du ihnen die „Kunst des Gefallens" abgelauscht? Beobachtet, wie sie jetzt die Krallen hervorstecken und jetzt, als wäre es nur zum Scherz geschehen, sie einziehen und dich kosend umspinnen? Wie ihre Aeuglein funkeln, brennende Kohlen, wie so zierlich, so schlank ist ihr Leib — nun hast du ihnen

noch rosenrothe Seidenbänder mit silbernen Schellen um den Hals gehängt ... Kätzchen, o du selbst bist eins, so schmuck und schön und, wie es nun einmal in dieser Welt nicht anders sein kann, so falsch und so schlau!

Nicht geringes Aufsehen hatte in den Familienkreisen und über sie hinaus Arthur's Heirath gemacht, Alles, was dunkel in Clotildens Vergangenheit war, erschien in dem glänzenden Licht, worin sie nun stand, noch dunkler. Das erste Zusammentreffen mit seiner Mutter verglich Arthur mit „einem Auftritt zwischen Orestes und Klytämnestra;“ die Mutter hatte gedroht, mit ihren Töchtern nicht eine Nacht unter demselben Dache mit Clotilden zu weilen, männlich vertheidigte Arthur „seine Frau“ und seine „Freiheit;“ so weit riß ihn „Sturm und Drang,“ die Beleidigung, die man ihm „durch Beschränkung seiner persönlichen Freiheit anthun“ wollte, hin, daß er seine Tanten „alte Schachteln“ nannte und seinen ehrwürdigen Oheim beschuldigte, trotz seines Christenthums noch die „Manieren eines polnischen Schacherjuden“ zu haben. Darüber fiel die Mutter in Ohnmacht, die Schwestern vermittelten und — „Ende gut, Alles gut,“ Clotilde zog in das Haus der Eppstein's ein, aber nicht im „hochmüthigen Aufzuge einer Dirne,“ wie die Frau Commerzienräthin vermuthet, sondern bescheiden, demüthig, „wie

Ruth," sagte Henriette, die wegen ihrer schwarzen Haare, schwarzen Augen und dem leisen orientalischen Schnitt ihres Gesichts die „Frauen der Bibel" den griechischen Göttinnen ihres Bruders vorzog.

Mit einer reichen Schnur milchweißer Perlen hatte Diana der jungen Frau einige „Verhaltungsregeln" in Rücksicht auf die Mutter und Schwestern Arthur's zum Hochzeitsgeschenk dargebracht. Und vollkommen fast entsprach die Schülerin den Hoffnungen, welche die Lehrerin in sie gesetzt. Schon der Kniefall vor der „Frau Commerzienräthin," als müsse sie deren Vergebung für ihre rasch geschlossene Ehe erflehen, war von trefflichster Wirkung, er erwarb Clotilden gleich das Lob, daß sie doch wenigstens bescheiden sei und Lebensart besitze — unter „Lebensart" verstand Frau Eppstein die Anerkennung, die man ihrer Stellung, ihrer Persönlichkeit und ihrem Reichthum darzubringen habe, je offener und lauter man ihre Verdienste pries, desto „gebildeter" war man. Wenn die Märzsonne erst einen Riß in die Eisdecke des Flusses gemacht, wie bricht's dann da und dort, wie öffnet sich Spalte an Spalte — so auch hier; die Schmeichelkunst Clotildens und die Eitelkeit und das gute, langmüthige Herz der Mutter vollendeten den Durchbruch friedlicher Stimmung, nach zehn Tagen war Clotilde die anerkannte Gattin Herrn Arthur's.

Verschwiegen soll darum nicht werden, daß zuweilen bei ihrem Frühstück die Frau Commerzienräthin seufzte und zu ihrer älteren Tochter sagte: „es wäre mir doch lieber gewesen" — und eine für Uneingeweihte schwer erklärliche Kunstpause machte, worauf die „kluge" Eva, diesen Beinamen führte sie in der ganzen Verwandtschaft, mit einem „mir auch" antwortete. Der zwischen Ausruf und Entgegnung ausgefallene Satz lautete aber etwa „wenn Diana Arthur's Frau geworden" ... Ja, Diana! Wenn Arthur die „Dithyramben," die er vor einem Jahre diesem „unvergänglich hohen Ideal" gedichtet, in stummem Dichterentzücken wieder las, wo war seine Seele ... bei Diana oder Clotilde? Es war „so natürlich," daß im Besitz der Einen die Sehnsucht nach der Andern hinüberschweifte, daß er sich fragte: „welche von beiden liebe ich denn am zärtlichsten?" Hier, meinte er, könne das berühmte Wort von der „Umkehr der Wissenschaft" Anwendung finden; denn dies Räthsel „mit der Fackel der Wahrheit" zu erforschen ... er schauerte, er ertappte sich schon „auf einer geistigen Untreue gegen seine Frau" — in den innersten Raum seines Schreibpultes verschloß er die „geliebten Trümmer einer unglücklichen" ... das fehlende Wort erstarb, der Schlüssel drehte sich im Schloß. „Gute Nacht! Wenn sie wiederkömmt, ist der reine Morgen der Freund-

schaft angebrochen!“ Ja, Diana — getrost, man kann auf dieser Erde nie wissen, wozu es gut ist, daß unsere Wünsche uns nicht erfüllt werden.

Ein Donnerstagabend; nach alter Sitte sind die „Salons“ der Eppstein's geöffnet, auf und ab wogt die Gesellschaft, heute um so zahlreicher, da an diesem 12. November Fräulein Henriette ihren neunzehnten Geburtstag feiert, in verdrießlicher Laune, weil „ihre Herzensfreundin Diana“ ihr zu ihrem Wiegenfeste auch nicht den „Schatten eines Grußes“ von Dresden gesandt.

Uebrigens fühlten sich die Gäste wie immer bei den Eppstein's wohl, behaglich ... Nicht Allen zwar kann das liebenswürdige Geplauder Clotildens jenes Sprühen und Funkeln ersetzen, das in Geist und Witz und Scherz durch diese Räume wetteifernd mit dem Glanz der Kerzen strahlte, als Diana hier herrschte, einige „unheilbare“ Musikfreunde stehen in einer Fensternische beisammen und schauen sehnsüchtig nach dem Flügel, vor dem sie so oft gesessen und dessen Tasten Arthur von keines Hand seitdem berühren läßt — aber wer wollte nicht die Gegenwart genießen, sich in der Schönheit der jungen Wirthin sonnen, die Hand des reichen und „auf der Menschheit Höhen“ wohnenden Wirths in der seinen drücken?

In einem Halbrund, im Rücken von Blumen und Tropengewächsen beschirmt, sitzt ein lieblicher Mädchenkreis; über sie, um sie nicken die röthlichen, weißlichen, bläulichen Blüthen hin, eins scheinen die Kränze auf ihren Stirnen mit dem Blättergrün darüber zu werden... zu Blüthen geworden flattern Geheimnisse von Mund zu Mund. Die gefälligste Erscheinung unter ihnen ist Bertha — „Nymphe," sagte Arthur bei sich und dachte an Hamlet, der Ophelia also anredet, dachte an seine Schuld und murmelte tiefsinnig: „da ist Maßlieb und da ist Rosmarin." Es war ursprünglich nicht Bertha's Wille gewesen, zu den Eppstein's zu gehen, so freundlich auch Henriettens Einladung gelautet, am Nachmittage aber war die Baronin fast inständig in sie gedrungen, das Fest nicht zu versäumen, eben durch ihr Nichterscheinen würde sie auffallen, sie dann selbst geschmückt, ihr zur „Vervollständigung ihres Schmuckes" ein kostbares Korallenarmband geschenkt. Allbewundert lehnte sie jetzt, aufgestanden, an einer Blumenvase, den Kopf zu der sitzenden Eva hingeneigt, die schelmisch mit dem Finger drohte; von dem Grafen Lothar hatten beide geflüstert und die „Kluge" zuletzt versichert: „Mein Schatz, im Sommer besuche ich Dich auf Schloß Schönburg."

Ein lauter Freudenschrei Henriettens, aus einem

der vorderen Gemächer herüberschallend, hinderte jedes weitere Gespräch, Alles gerieth in Bewegung — ein Gemurmel der Erwartung durch den ganzen Saal, alle Blicke auf einen Punkt gerichtet ... da war sie, Diana. Sie hielt die Freundin umschlungen: „Ich konnte Dir zu Deinem Feste keine bessere Gabe bringen, als mich selbst“ — nun umringten sie Alle. Noch war sie in ihrem Reisekleid — ein schwarzseidenes Gewand hoch hinauf bis an den Hals, eine breite Goldspange um den vollen Arm, in kleinen wilden Locken ihre Haare — „ein Chaos von Sonnenstrahlen“, dies sagte ihr Arthur zur Begrüßung. Wie weit man auch, in der Erkenntniß ihrer bösen Leidenschaften, sich von ihr weggewandt, wenn sie dem Zuge des Genius hingegeben, all' ihre Pläne und ihre Verstellung vergessend, unter denen erschien, die sie allein und wahrhaftig, nach ihrer Behauptung, liebten, war sie unwiderstehlich. Die Mängel ihrer Aeußerlichkeit verschwanden; als sei ein Schleier von ihnen genommen, strömten ihre Augen sternigen Glanz aus, ihr Hinken verwandelte sich in ein leichtes Schweben: Jedem sagte sie dann ein gutes Wort, wen sie von allen Männern am tiefsten verletzt, der reichte ihr versöhnt die Hand. Sie selbst hatte ein dunkles Bewußtsein dieser „Läuterung“, „ich bin nur gut“, sagte sie einmal der Prinzessin, „wenn ich trunken bin“. Mit

ihrem Eintritt in den Saal war sie die Königin, gerade durch ihre Schmucklosigkeit überragte sie alle, wo sie vorbeiging, glitt es wie Sonnenschein über die Gesichter; die Frau Commerzienräthin, die sie vor der ganzen Gesellschaft „meine liebe, gute Mama“ genannt und deren Hände sie wiederholt geküßt, winkte Eva zu sich heran — „es wäre mir doch viel, viel lieber gewesen“ ... Bertha, die verlassen, mit zornig wallendem Herzen, noch an der chinesischen Blumenvase stand, hatte sie sanft in die Mitte des freudigen Gewog's geführt, lächelnd fragend: „wie darf Hebe einsam und müßig sein?“

Höher rauschte der Strom der Geselligkeit, noch einmal so freudig klang Scherz und Gelächter, daß der Herr Justizrath Alois Kalt, der eben aus dem in der Nähe des Eppstein'schen Hauses gelegenen Cirkus kam, „weil er doch wenigstens sehen müsse, wie seine werthe Freundin Fräulein Henriette an ihrem neunzehnten Geburtstage in die Welt schaue“, verwundert über die Ausgelassenheit den Kopf schüttelte und endlich nach einigen Gläsern guten Weins sich mitten darin tummelte und sein gelbseidenes Taschentuch lustig „wie eine Standarte der Freiheit“ darüber flattern ließ. Seine Liebenswürdigkeit umfaßte alle „weiblichen Wesen“, diesmal sogar seine Nichte nicht ausgenommen, er küßte

sie auf die Stirn und liebkoste sie „in einer Anwandlung väterlichen Wohlwollens“ als seinen „lieben, kleinen Engel“. Herrn Arthur's Weinkeller war berühmt, diese Wirkungen aber hervorzubringen, wäre selbst fünfzigjähriger Johannisberger zu schwach gewesen, eine außerordentliche Freudenbotschaft mußte ihm geworden sein — „wenn er sein Taschentuch zum drittenmal erhebt,“ versicherte Clotilde ihrem Mann, „werde ich ihn fragen, ob man ihm wegen der schönen Hortense gratuliren darf.“

Doch erhob er es nicht, sondern wie vor siegreichem Schiff das geschlagene die Flagge streicht, steckte er es in die linke Seitentasche seines blauen Fracks, sein Gesicht bekam trotz der Schminke — daß er „rothe und weiße auflege“, war eine Behauptung Clotildens — einige Falten mehr, er war wieder der „kalte“ Geschäfsmann, der „listenreiche“ Advokat: vor ihm stand Diana. Im Augenblick, wo sie ihn erkannte, winkte sie Henriette, die an ihrem Arm hing, zurückzubleiben, dicht verschatteten ihre Wimpern ihre Augen. Hinter der Blumenlaube war ein stiller, geschlossener Raum, dorthin ging sie eilend; er folgte.

„Sehr erfreut, Sie heute noch zu sehen, gnädiges Fräulein,“ begann er, „sehr erfreut. Die Sache ist zu Ende, in drei Tagen wird Ihnen das Erbtheil Ihres

hochseligen Vaters vom Gericht zugesprochen werden, Niemand hat Einspruch erhoben, aber" —

„Was denn? Ich will nicht hoffen, Herr Rath, daß in diesen Verhandlungen das geringste Wort gegen meine Schwester, die Frau Baronin von Andlau, oder deren Mutter geäußert wurde."

„Nicht doch, gnädiges Fräulein; ich hatte ja eine Todte, auf die alle Schuld geworfen werden konnte."

„Und mein Bruder — nein, Herr Julian Felsberg will ich sagen, was hat er ausgesagt?"

„Er ist so wenig wie die Baronin persönlich vor den Richtern erschienen; seine schriftliche Erklärung, die sein Notar vorlegte, ist als genügend angenommen worden; Herr Felsberg behauptete darin, nicht das Geringste von der ganzen Angelegenheit zu wissen, er sei damals ein achtjähriger Knabe und nicht einmal bei den Aeltern, sondern bei Verwandten auf dem Lande gewesen, indeß seien die Briefe von seiner Mutter geschrieben, in ihrem Geist, mit ihrer Hand, an keinem ihrer Worte zweifele er darum."

„Es ist gut, ich danke Ihnen, Herr Rath" — dies sagte sie ganz gebrochen . . . Julian hatte sie also immer für seine leibliche Schwester gehalten, all' seine Zärtlichkeit hatte diesen Ursprung. Keine Saite seines Herzens rauschte „Diana", kein Gedanke war in ihm

an die Leiden ihrer heißen, unseligen Liebe — für ihn war sie nie die strahlende, schöne, unvergleichliche Künstlerin, um deren Kunst so viele reiche und edle und gute Männer warben, für ihn nichts als seine Schwester! Und fortan nicht einmal mehr Schwester, eine verhaßte, vielleicht gleichgültige Fremde! Und darum war sie ohne beseligende Freude, ohne Liebe, beinahe wie ein lockendes Bild von Marmor, dem doch die Seele und die Sterne der Augen fehlen, ihre Bahn geschritten! Zu Asche hätte sie all' ihre Lorberkränze verbrennen und ihren Reichthum in den Fluß schleudern mögen — der Weg des Ruhms sollte ja nur der Weg zu seinem Herzen sein; sagen wollte sie ihm: Martha hat Dir nichts gegeben als ein großes Vermögen und eine schuldbefleckte Vergangenheit, ich aber, ich schenke Dir meinen Ruhm, meine Kunst, ich liege in Deinen Armen noch so unberührt, wie die Blume des Morgens im ersten Winde sich wiegt. Und nun umsonst — die Entsagung wie der Lorber: Eitelkeit! Eitelkeit!

Ganz leise stand sie von ihrem Sessel auf, sie hatte die Hände gefaltet.

„Nein, es ist nicht gut,“ rief Herr Alois Kalt mit einiger Ungeduld und klopfte auf den goldenen Deckel seiner Tabacksdose, „gar nicht gut, mein gnädiges Fräu-

lein — nämlich Ihr Schreiben, das ich heute früh empfing."

„Was hab' ich denn geschrieben?"

„Ah!" lachte der Rath. „Dacht' ich's doch — Laune, nichts als Künstlerlaune! Ich empfehle mich Ihnen, gnädiges Fräulein! Den dritten Theil Ihres Erbes verschenken" —

„Das ist's" sagte sie verächtlich. „Nicht den dritten Theil, am liebsten das Ganze! Alles an die Stiftung, wie mein Vater es angeordnet, wenn ich nicht mehr am Leben wäre."

„Fräulein!"

„Wundern Sie sich doch nicht, Herr Rath; es bleibt schon so, die Armen sollen nicht verlieren, weil ich reich werde."

„Sie haben zu befehlen," erwiederte der Rath unterwürfig. „Ein Drittel — über 25,000 Thaler! Danke im Namen aller Waisenkinder oder besser des hochlöblichen Curatoriums."

„Haben Sie dem Grafen Schönburg meinen Willen mitgetheilt, stimmt er nicht damit überein?"

„Der Herr Graf bewundert Sie" —

Sie war schon im Saal, glühend, erbleichend, bebend — schmerzzerrissen und zugleich von dem Taumel wildester Lust erfaßt. „Spielen! Musik!" rief sie dem

ihr begegnenden Arthur zu. Sicher, obwohl Alles vor ihr flimmerte und kreiste, ging sie zum Clavier. Wie sie sich davor niedersetzte, ihre Handschuhe von den Fingern riß, die erste Tasten leisprüfend anschlug, wurde es todtenstill um sie — „keine Noten, kein Licht", wehrte sie die Gefälligen und Dienstbereiten ab. „Ein Sturmlied," sagte sie in sich hinein, „ein Sturmlied!" Und mit mächtigem Schlage fing sie die Melodie „allons enfants de la patrie" an, willkürlich genug behandelte sie die ursprüngliche Composition, aber das Brausende, hinreißend Gewaltige des Liedes, die eigene bacchantische Wildheit, in der sie die Bande ihrer Seele hätte sprengen mögen, gab sie in stürmischen Klängen unnachahmlich wieder. In etwas theilte sich ihre Begeisterung den Zuhörern mit, von manchen Lippen scholl es wie die Töne begleitend: „aux armes, citoyens!" Hier und dort stießen die Erregteren schon die Gläser zusammen — Herr Arthur war im Begriff, wie Masaniello: „Waffen! Waffen!" zu rufen. „So ist in Brüssel die Revolution entstanden, aus den Gesängen der Stummen von Portici!" hieß es. Wieder schwenkte Herr Alois Kalt sein Taschentuch — „einfarbig freilich, aber eben darum die Fahne einer untheilbaren Republik," versicherte er. Die Mädchen jedoch, die Frauen ... sie verstanden vielleicht am besten und allein, was denn

im Grunde Diana spielte, unter erborgten Worten die glühende Lust, den Freiheitsschlag des Herzens, ein einziger Purpur waren Aller Wangen.

Ein Schlag noch — aus! „Die Freiheit! Die Freiheit!“ brauste es im Chor, alle Hände ruhten gegenseitig in einander, als ob sie zu den Sternen fliegen sollten, so hoch hob man die Gläser. — „Die Freiheit! Die Freiheit!“ In solchen Sekunden verflüchtigt sich die Welt mit ihrer „Realität“ zu einem blitzenden Champagnerschaum und der Mensch wird zum Genius.

„Zu dieser Musik müßte Mademoiselle Hortense ihr arabisches Pferd reiten,“ sagte Herr Alois Kalt, dem „Bodenstaub der geschäftlichen Sphäre“ entrückt, in einem kleineren Kreise von Männern, der sich um ihn geschlossen.

„Sie waren im Cirkus? Was gab's? Tanzte die kleine Kathinka gut? Sie hat allerliebste Füße“ — drängten sich Worte und Fragen, die Damen standen „glücklicherweise“ für diese geheimen Bekenntnisse noch um das Klavier und Diana's Sessel.

„Oh,“ antwortete Herr Alois Kalt, „es war eine gewöhnliche Vorstellung, es gab nichts Besonderes, nur ein kleines Unglück — ein ganz kleines Unglück!“ ...

„Unglück!“ riefen die Frauen, denn Herr Alois Kalt, der sich „Bacchus nicht ohne Cythere denken

konnte," hatte absichtlich dies letzte Worte stärker betont, um sich auch „die Aufmerksamkeit der Schönen" zu gewinnen.

So war der Justizrath Mittelpunkt der Gesellschaft geworden — nur Diana blieb theilnahmlos, sitzend, den Kopf an Clotildens Schulter gelehnt . . .

„Ja," wiederholte er, „kleines unbedeutendes Unglück! Erschrecken Sie nicht, meine Damen! Also, es war im Cirkus — irgend eine mythologische Entführungsgeschichte, ich glaube aus dem trojanischen Kriege; Mademoiselle Hortense die zu Entführende, ein junger Mensch, Monsieur Oswald stand auf dem Zettel, der Entführer — mir ein höchst unangenehmer, widerwärtiger Gesell, der sich durchaus nicht um das Publikum kümmerte, übrigens den leidenschaftlich Verliebten nicht übel darstellte und ein besonderer Günstling des Herrn Grafen von Schönburg zu sein schien, der eine Bank vor mir saß. Also — wildes Rennen der beiden Pferde, grau das eine, braun das andere, endloses Springen durch Tonnenreifen und Blumenkränze . . . Mademoiselle Hortense vollendet, von den Zehen bis zu den Spitzen ihrer Locken Göttin — dreimaliges Beifallklatschen — „es lebe die Kunst!" riefen die Dragoneroffiziere. Da hat sie der Schlingel, Monsieur Oswald, gefaßt, gefangen, in seinen Armen — ein Auftritt von

so zweifelhafter Natur, daß ich mich nicht enthalten konnte: oh! oh! zu murmeln. Aber schon ist sie wieder frei, mit einem bewunderungswürdigen Sprung — meine Damen, es ist wie der Mägdesprung aus dem Harz — hat sie sich auf ihr Pferd geschwungen; möglich, daß diese Flucht gar nicht in den Proben ausgeführt ward und eine Laune von Demoiselle Hortense war, so rasend jagte ihr Oswald nach. Eine wirkliche, keine verstellte Entführung! Das ganze Publikum springt erwartungsvoll auf und wie er seinen Arm zum zweitenmal nach ihr ausstreckt, verliert er das Gleichgewicht, überschlägt sich — es ist nichts, meine Damen, ein ganz gewöhnlicher Beinbruch . . . vier Wochen bettlägerig, hat uns der Arzt versichert. Seine eigene Unvorsichtigkeit — wer hieß ihn nach Mademoiselle Hortense jagen? „Der Mensch versuche die Götter nicht!“ das hätte er doch wenigstens neben seiner Kunstreiterei noch lernen können.“

Dennoch bedauerte man allgemein den jungen Oswald, die Frauen rühmten sein adliges und bescheidenes Auftreten, die Männer seine Geschicklichkeit — Diana hatte in all’ dem Gewirr noch nicht den Kopf von der Schulter der Freundin erhoben.

„Schönes Mitgefühl!“ sagte der Rath. „Nun, Sie wissen ja, daß ich selber kein Kieselherz habe. Nur

harte Schale darum, wie ein berühmter Philosoph von Leuten meines Schlag's geurtheilt. Am tiefsten war Graf Schönburg von diesem Vorfall ergriffen. Er eilte von seinem Sitz in die Rennbahn hinunter und kam nicht wieder; ein edler junger Mann" — dabei sah er nach seiner Uhr — „ein viertel auf eilf! Meine Damen, meine Herren — ich empfehle mich Ihnen allerseits!"

Bei der Erwähnung des Grafen richteten sich in der Gesellschaft die Gesichter zweier Mädchen empor; Bertha, die bis dahin der Erzählung ihres Oheims kaum zugehört, trat ihm näher, angstvoll lauschend — diese Bewegung auf dem sonst so ruhigen, keuschen Antlitz gewahrte Diana's auflohender Blick. In der allgemeinen Stille hatte ihr Taumel nachgelassen, war ihrer Wangen glühende Röthe erblichen, eine Stimme flüsterte ihr zu: Du darfst es nicht auf einen Wettkampf der Schönheit mit jenem Mädchen wagen, Du bist so häßlich, so schmerzzerwühlt — und doch zitterte in ihr jede Fiber voll Leidenschaft und Verlangen. Hinüber und herüber suchte Bertha's Auge diesem dunklen, forschenden Blick zu entgehen, der sie unabläßig verfolgte, noch als sie längst den Saal verlassen und im Wagen durch die öden Straßen jagte.

„Warum erschrack sie nur, als der Rath Lothar's

Namen aussprach?" wandte sich nach langem Sinnen Diana an Clotilde.

„Das ist ja ein öffentliches Geheimniß, Liebchen; sie wohnt in dem Palaste der Baronin, täglich sieht sie den Grafen, muß sie ihn nicht lieben? Oder, wenn Du darüber lächelst, seinen Reichthum begehren? Die Baronin soll ihre Neigung begünstigen. Und Du" — bei dem Abschied in Sibyllenruh hatten beide sich wie Schwestern umarmt und Freundschaft gelobt — „ganz verstummt? Ist's eine böse Nachricht, die ich Dir sagte?"

„Laß nur, ich webe."

„Penelope's Gewand? Kind, Du liebst den Grafen."

„O!" machte Diana, aber ihre Stimme klang weder zornig noch durchaus verneinend.

Clotilde lachte: „Diana gefangen! da wollen wir der kleinen Bertha zeigen, was es heißt, sich mit uns einlassen."

„Es ist nicht das, ich erkenne nur in Allem die Hand und den Haß der Baronin. Sie vergiebt es mir nicht, daß ich ihre Schwester bin. Das Herz Julians hat sie mir entfremdet, jetzt berückt sie Lothar. Daß ich diese Frau gedemüthigt, verloren zu meinen Füßen sähe!"

„Sieh doch über sie weg! Du stehst so hoch da,

weltberühmt, unabhängig, was irrt Dich nur ein Sonnenstäubchen! Sie wird auch ihre Schmerzen und ihren Gram haben. Ihr Gemahl ist fern von ihr und das Schlimmste für sie, Bellori soll in der Stadt sein, Arthur will ihm begegnet sein."

„Bellori! Dem hat sie auch den Verstand verwirrt und ihn zum Morde getrieben!"

„Heute bist Du schrecklich! Königin der Nacht!"

Mit so komischem Pathos rief es Clotilde, daß Diana nun selbst zu lachen anfing . . . ein heiseres, bitteres Gelächter. Vor sich hin sagte sie noch „Königin der Nacht!" Ein Gedanke knüpfte sich ihr daran, ein toller, launenhafter, wie Alles, was sie erdachte, von Eigensinn und romantischer Phantasie bewegt. Im reichsten Maße besaß sie die Gabe, ihr unwillkürliches Handeln in Anmuth, ihr überlegtes in Poesie zu kleiden; sie war ihrer Wirkung sicher. Doch rechnete sie lange, sie spielte um einen hohen Preis. Es war ja möglich, daß Lothar sie nicht mehr liebte, daß die holde Gegenwart einer Andern die Entfernte aus seinem Gedächtniß gedrängt. Wenn dann sein Auge sie fragte: was willst Du hier? hatte sie eine Antwort, eine Entschuldigung ihres Kommens darauf? Oder wenn gar Martha von diesem Besuche erführe, ihr entgegenträte, wenn sie über die Treppe hinab floh? Und war sie so festen Willens,

diesmal Lothar's Herz und Hand „auf immer“ festzuhalten, ihre Liebe und Treue einem Manne zu schenken, den sie ja doch nicht liebte, zu dem sie nur in diesen Augenblicken ihre wilderregten Sinne, Haß, Eifersucht und die Begierde, Martha und Bertha den Sieg zu entreißen, wie ebenso viele Furien mit geschwungenen Geißeln trieben?

Noch saß sie, unentschlossen, jetzt zurückschreckend... ein Kranz ward da, wie von unsichtbarer Hand auf ihr Haupt gedrückt, ein Kranz von Lorberzweigen und Rosen, rasch gewunden von der kunstgeübten Henriette, die ihr jubelnd um den Hals fiel: „Ich mag Dich nicht unbekränzt sehen, so allein bist Du schön! Eine echte Braut Apollo's.“

Der Kranz — dies Wort entschied ihr Schwanken. Einmal blickte sie, aufgestanden, noch in einen der Spiegel hinein: „Häßlich bist Du und bleibst Du, arme Diana, aber der wird doch glücklich sein, in dessen Armen Du ruhst,“ dachte sie.

Wieder flammte, glühte, rauschte Alles an ihr; so ging sie, nicht mehr hörte sie, daß Arthur sich mit „byron'scher Verzweiflung“ ihr nachblickend, an die Stirn schlug: „Ich glaube: Arthur Eppstein, murrt der Geist meines seligen Vaters, Du bist auf dem Rabenhorst ein capitaler Narr gewesen.“

IV.

Der Palast der Andlau's bestand aus einem langen, zweistöckigen Gebäude, dem zu beiden Seiten unter rechten Winkeln zwei Flügel, in gleicher Architectur, mit denselben zehn hohen aber nur schmalen Fensteröffnungen in jedem Stockwerk angebaut waren. Nach der Straße zu schloß, wie gesagt, ein eisernes Gitter, in dessen Mitte zwei mächtige Pfeiler von grauem Sandstein, bogenüberwölbt, die eigentliche Pforte des Hauses bildeten, dies Viereck ab. Hart vor den Stufen, die zu dem Mittelgebäude führten, lag ein kreisrunder Rasenfleck, von einer Hecke eingefaßt; im Sommer blühten hier einige Blumen, an besonders schönen Tagen, wenn Gäste erwartet wurden, ließ der Gärtner aus dem hinter dem Hause sich ausbreitenden Garten einige Orangenbäume hierherstellen, um die Oede des weiten steinernen Hofes angenehm zu unterbrechen. Die Novemberstürme aber hatten die Hecke längst entblättert und das Grün des Rasens in ein häßliches Braungrau verwandelt.

Auf diese Stelle fielen Bertha's Blicke, als sie, vor kurzem von dem Eppstein'schen Feste zurückgekehrt, an das Fenster gegangen war ... ihr gegenüber, in dem linken Seitenflügel, wohnte Graf Lothar und sie forschte, die Vorhänge ein wenig auseinanderschiebend, ob sie drüben noch Licht bemerke. Fast alle Gemächer waren dort erleuchtet; ein sicheres Zeichen, daß der Graf schon da sei oder doch erwartet werde — er pflegte vor dem Schlaf die ganze Zimmerreihe mehrmals zu durchwandeln, wenn das Wetter, so stürmisch in eisiger Luft wie heute, ihm, bei seiner schwächlichen Gesundheit, einen Spaziergang durch den Garten verbot.

Rings um Bertha strömte Alles mildes Licht, milde Wärme, Glanz und Behaglichkeit aus; hinter dem stählernen Gitterwerk des Kamins glühten traulich die Kohlen, das Piano in jener Nische stand noch offen, auf dem Tisch lagen Bücher, ein Stickrahmen am Fenster ... schon manchen glücklichen Abend hatte sie hier mit Martha verbracht, noch vorgestern war Lothar herübergekommen und hatte dort, am Kamin, ihre Augen grüßten die Stelle, gesessen. Dennoch war sie unruhig, voll banger Furcht; ein unerwarteter und ihr unerklärlicher Zufall vermehrte die Aufregung, in der sie aus der Gesellschaft geschieden. Sie hatte die Baronin nicht zu Hause gefunden, weder die Zofe noch die andern

Diener aber schienen von ihrem Fortgehen zu wissen; die Baronin, hieß es, habe sich sehr früh in ihr Gemach eingeschlossen, über Kopfweh geklagt und befohlen, sie nicht mehr zu stören — Bertha jedoch entsann sich der Hast, mit der sie Martha von sich gedrängt, des Wortes: „Ich hoffe, Du wirst bis an den Morgen tanzen“ —

Leise klopfte es da an ihre Thür, in ihrer Besorgniß war es ihr wie eine Erleichterung, doch fuhr sie zusammen — Lothar trat ein.

Er hatte sie wohl nicht allein vermuthet und es vergingen einige Minuten im Schweigen, unter einsilbiger Begrüßung, ehe sich beide gefaßt, er suchte dann wieder seinen Platz am Kamin, sie den ihrigen in der Sophaecke, zwischen ihnen der Tisch, die Lampe darauf... Von seinem Fenster aus habe er sie aussteigen gesehen und sei in der Hoffnung, auch seine Cousine bei ihr zu finden, herübergegangen, eine Weile noch des Gesprächs und des Anblicks schöner Freundinnen zu genießen, sagte der Graf; sie werde von dem schrecklichen Vorfall im Cirkus gehört haben, der ihn verhindert, wenigstens auf einen Augenblick im Hause der Eppstein's zu erscheinen, eine Höflichkeit, die er ihnen eigentlich schuldig gewesen, noch von früher her sei er Herrn Arthur zu großem und beständigem Danke verpflichtet.

Im Stillen freute sich Bertha, daß Oswald's Unglück das Wiedersehen Diana's und Lothar's verzögert und vielleicht auf längere Zeit hinausgeschoben, laut äußerte sie sich theilnehmender über „den armen jungen Mann“; von dem Fest selbst zu reden, hütete sie sich, um bei den weiteren Fragen des Grafen nicht Diana's erwähnen zu müssen.

Zerstreut hatte Lothar mit den Franzen der Tischdecke gespielt; er bewunderte, als Bertha ihre Hand zufällig erhob, das Korallenband daran, das sie noch nicht abgelegt.

„Ein Geschenk der Baronin,“ sagte sie.

„Wie freundlich ist Martha! Sie sind beide wie zwei Schwestern! Aber wo bleibt sie nur? Ich habe sie gestern und heut nicht gesehen, schläft sie schon?“

Bertha stockte — sollte, konnte sie Lothar die Wahrheit, die sie ahnte, vorenthalten, ihm wissentlich lügen? „Die Dienerin versichert es,“ brachte sie endlich mühsam hervor, den Kopf nach der Wand wendend, als sei ihr dort ein Bild, ein Lichtschimmer aufgefallen.

„Aber Sie,“ entgegnete Lothar lebhaft und sah sie festen Blicks an, „aber Sie glauben es nicht?“

„Nein;“ sie war aufgestanden und näherte sich ihm. „Ich mag Unrecht haben, Herr Graf, meine Befürchtungen mögen eitle Hirngespinnste sein, allein die Traurigkeit

der Baronin war heute so groß, so schmerzlich, ich hätte sie nicht verlassen, ihren Bitten zum Trotz bleiben sollen“ ... Wenn die Nothwendigkeit des Handelns, unerbittlich, zu dem schwankenden, hin und her überlegenden und stets unfertigen Lothar trat, stählte sie gleichsam durch ihren Anblick seine Nerven, seinen Willen, einer von den Menschen, die zu jeder That gezwungen werden müssen, so war er auch jetzt entschlossen.

„Waren Sie in Martha's Zimmer?“

„Es ist verschlossen, aber sie ist nicht darinnen.“

Lothar zog heftig die Klingel. „Ich lasse Herrn Galor bitten, heraufzukommen,“ sagte er dem eintretenden Diener, doch schon nach wenigen Minuten kehrte dieser mit der Nachricht zurück, der Kastellan sei nicht in seiner Wohnung.

„Es hat nichs zu bedeuten,“ meinte der Graf ruhig — zu Bertha wandte er sich dann: „Sie haben Recht, Martha ist fort. Wohin nur? Kein Zweifel, Galor wird bei ihr sein, von allen ihren Dienern vertraut sie ihm am meisten.“

Noch im heftigen Erschrecken, daß nun doch ihre Ahnung Wahrheit sei, stand Bertha; ein- zweimal stieß Lothar mit dem eisernen Feuerhaken in die Kohlen, seine eigene Bewegung zu verbergen. „Es ist und wird auch nicht gut mit dieser Frau! Ihre Leidenschaften verzehren

sie, nichts kann sie in Ruhe erwarten, nichts geduldig ertragen. Sagte sie nicht kürzlich, ihr Gemahl werde in diesen Tagen eintreffen?"

„Sie wartete seiner gestern; wohl möglich, daß sein Nichterscheinen die Ursache ihrer Betrübniß ist!"

„Und doch verläßt sie das Schloß? Ich wollte, Herr Felsberg wäre hier, der einzige Mensch, der die Stürme in ihr zu beschwören vermag. Und diese Qualen, dieser Seelenaufruhr — warum? Um verglimmende Kohlen! Was sind wir nur für eigenthümliche Geschöpfe, daß wir trotz unsrer Erkenntniß des Nichtigen dies Nichtige mit allen Kräften suchen und begehren; daß wir jedes Feuer immer noch heller anfachen, obgleich wir wissen, daß es dann um so schneller verglüht?" Er warf den Haken fort — „Dieselbe Asche, derselbe Staub, das ist von Allem das Ende."

Noch näher war sie gegangen; Lothar, wie er düster in die letzten, sterbenden Funken starrte, that ihr weh, gern hätte sie seine Melancholie durch ihre Munterkeit erheitert, für sie aber lag selbst die Freude in dem Bande der Sitte; ganz heimlich hatte sie noch eben — und nicht sie allein, im Saale der Eppstein's, Diana's Rasen auf dem Clavier „unweiblich und unedel" gescholten, und nun sollte sie, in noch seltsamerer Lage, die trübe Stimmung des Grafen beinahe gewaltsam „durch

wilde Fröhlichkeit" verbannen! Wie erinnerte solch' Betragen so sehr an Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Mädchen, die für ihr Denken und Empfinden auch ein Kainszeichen auf der Stirn trugen; so legte sie nur schüchtern ihre Hand auf die hohe Lehne des Sessels, dicht über Lothar's gesenktem Haupt.

Er beachtete ihre Bewegung nicht, er brütete vor sich hin und auch ihm schweiften die Gedanken aus dieser drückenden, schwülen Stille zu ihr hinüber, die Alles besaß, Scherz, Muthwillen, Phantasie — Vorzüge, die er, zu seiner eigenen Verstimmung, erst heute bei seiner jungen Freundin vermißte.

In diesem Gedanken fragte er, ohne von den Kohlen aufzusehen: „Sprach Martha nie zu Ihnen von ihrer Schwester?"

Bertha griff an ihr Herz — „Selten!"

„Wunderlich! Martha hat ein so edles Herz und sie kann doch so hartnäckig ihre Augen, ich sage nicht einmal gegen die hervorragenden Eigenschaften, nein gegen die Sanftmuth und Güte Diana's verschließen. Mit welcher Rücksicht verfährt sie in dem traurigen Streit, den allein Martha's Heftigkeit und Stolz hervorgerufen! Ich liebe es, wenn alles um mich in Frieden ist; bitte, meine Freundin, rathen auch Sie der Baronin zur Versöhnung."

„Und Fräulein Felsberg?“

„O,“ sagte der Graf mit schöner Wärme, „Sie kennen Diana nicht! Wie zweifelten Sie sonst! Wie sprächen Sie von ihr in diesem Ton! Und ich bin ja nicht der einzig Bezauberte; einstimmig wird das Lob ihrer Kunst und ihres mitleidigen Herzens verkündigt!“

„Umsonst kämpfte ich gegen solche Begeisterung mit kühlen Beobachtungen,“ entgegnete Bertha mit einer gewissen Bitterkeit und trat von seinem Sessel zurück. „Fräulein Felsberg besitzt und weiß noch besser ein großes Talent zu benutzen, Andere hinzureißen und zu berauschen, allein vor den Frauen wird ihr eins immer fehlen — ich bezeichne es vielleicht nur schlecht, Herr Graf, wenn ich es weibliche Würde nenne.“

Lothar lächelte gutmüthig, so unverholen, so naiv äußerte sich der „Pensionshochmuth“, ein auf die Spitze getriebenes jungfräuliches Gefühl in diesem Urtheil; er blickte zu ihr auf, wie sie, fliegende Röthe im Gesicht, die kleine Hand trotzig geballt auf den Tisch gelegt — „so lieb“ hätte er sagen mögen, „und doch wie eine angehende Gouvernante.“ Eine goldene Nadel, die ihrem Haar bei dem Zurückwerfen des Kopfes entglitten, langte er von dem Teppich auf, ehe er erwiederte: „Weibliche Würde! Ich denke, Sie sind Fräulein Diana nur in froher Geselligkeit begegnet und was zierte dort

eine Frau schöner als Anmuth? Immer ernst, verschlossen, würdevoll sein, kleidet eine Kaiserin gut, aber ziemt nicht der Jugend, nicht den tanzenden Musen. Bei der Vertheilung des Guten und Schönen unter die Sterblichen fiel den Frauen das Loos, zu besänftigen, zu verklären, zu; bei ihnen soll auch die Tugend nicht hart und schroff sein." Dies war ihm im Eifer entfahren und zu spät bemerkte er das Gewagte, Kränkende seiner Rede; aufstehend reichte er ihr die Nadel hin, behielt sie aber neckend, als sie die Hand danach ausstreckte: „Spitze Worte, spitze Nadeln! Lassen Sie mich, zum Zeichen, daß Sie die einen großmüthig vergessen, die andere wieder in Ihrem Haar befestigen."

Ob er im Ernst oder nur im Scherz dies verlangte — genug, sie nahm es in ihrer Gereiztheit als Beleidigung auf: „Nicht doch, Herr Graf," rief sie erregt. „Ja, wenn ich noch Fräulein Felsberg wäre, in der Laune, in der ich sie noch vor einer Stunde durch den Saal stürmen sah ... aber mir das!" Und ganz im Zorn stieß sie den Kopf der Nadel von sich, so heftig, daß die feine Spitze Lothar in die Handfläche fuhr und ihm die Haut aufriß. Wie die Blutstropfen langsam herabrieselten, erblaßte Bertha — „Um Gott," stammelte sie.

„Es ist nichts," damit legte Lothar die Nadel auf

den Tisch. „Sie erwähnten Diana's, war sie bei den Eppstein's?“

„Sie war dort“ — nun wollte sie mit ihrem Tuch ihm die Wunde verbinden, ihr Auge bat, flehte, schon aber hatte der Graf weder Sinn noch Aufmerksamkeit mehr für diese Sprache, er rief nur: „Diana! Und zu ihnen geht sie zuerst! Und weiß doch, wie viel ich ihretwegen leide!“

„Eben war sie von der Eisenbahn gekommen, sie trug noch ein Reisekleid.“

„Und blieb, als Sie gingen, noch in der Gesellschaft?“

„Blieb noch.“

„Eilf Uhr!“ sagte Lothar und für sich: „Sie werden lachen, es ist so kindisch ... aber doch Diana“ —

Leicht verneigte er sich vor Bertha: „Ich habe Sie lange gestört, meine Freundin, vergeben Sie.“

Aufschrie es in ihren Herzen: „Lothar!“ Zwischen ihnen jedoch lag die Nadel, wie ein Dolch. Kein Messer schenken, warnt ein Sprichwort, es zerschneidet die Freundschaft ...

Von seinem Einfall beherrscht, nicht angenehm von der schroffen Weise berührt, mit der das junge Mädchen seine scherzende Huldigung, als wäre sie ein Vergehen wider ihre Tugend, abgewiesen, vernahm Lothar diesen

halb von Scham erstickten Ruf nicht und ging zur Thür.

In ihrer gegenseitigen Spannung hatten sie das Geräusch nicht beachtet, das seit einiger Zeit von dem Hofe und den Treppen her durch das Haus drang. Jetzt traf es plötzlich ihr Ohr. „Was ist das?“ fragte noch der Graf, die Hand auf dem Griff der Thür, da ward diese vom Gange her stürmisch aufgerissen ...

„Herr Julian Felsberg,“ sprach Lothar; alles Blut wich aus seinen Wangen — wider seinen Willen und ohne seine Schuld war er abermals in eine schlimme, tragische Verwickelung gerathen.

„Herr Graf von Schönburg!“ so umarmte ihn Julian. „Ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß mir beim Eintritt in mein Haus ein Freund zuerst begegnet.“ Nun bemerkte er Bertha. „Fräulein Bertha Kalt,“ stellte Lothar vor, „eine Nichte des Raths und die beste Freundin Ihrer Gemahlin“ — mit jedem Athemzuge wurde ihm das Verweilen hier peinlicher; Sehnsucht nach Diana, Angst vor der Frage Julians nach Martha, das drängte ihn fort und wieder hielt ihn das ritterliche Gefühl, seiner Verwandten ein Schutz zu sein, gefesselt.

„Sie wurden gestern erwartet,“ sagte er, um die Frage nach ihr hinauszuschieben.

„Geschäfte, Besuche in der Hauptstadt unserer Provinz — sie währten länger, als ich gerechnet. Aber Sie entschuldigen mich beide, wo ist Martha?“

Etwas von einem Höfling war doch in dem Grafen, er hatte seine Lüge bereit: „Ach, Herr Felsberg, schlecht werden Sie von uns denken. Heut war für uns Alle ein Festtag; Fräulein Bertha kömmt so eben aus einer Gesellschaft, ich aus dem Cirkus, wir erwarten beide meine Cousine, die nach dem Theater gefahren und vermuthlich von einer guten Freundin noch weiter entführt worden ist.“ Und als Julian, der sein Gesicht nicht so in der Gewalt hatte, die Stirn runzelte, fuhr er fort: „Lernen Sie nur erst unsere Einsamkeit kennen, dann begreifen und entschuldigen Sie auch unsere Vergnügungssucht, Niemand ist gern in dem öden und weitläufigen Hause allein.“

Die Männer gingen darauf, nach kurzem Gruß, sie wollten in Lothar's Gemächern die Heimkehr der Baronin erwarten. „Ich that, was ich konnte,“ flüsterte Lothar beim Abschiede dem jungen Mädchen zu, „sorgen Sie nun weiter für die Freundin.“

Weinend aber sank Bertha, als die Vorhänge hinter den Scheidenden zurauschten, auf ihr Kissen nieder. „Auch ihn hast du verloren! Auch ihn!“ es klang nicht in Lauten von ihren Lippen, sie seufzte es nur. Was

hatte ihn denn verletzt? Ein Wort? Ein Blick? Diese abscheuliche, verhängnißvolle Nadel! Sie mochte sie nicht mehr sehen, sie zerbrach sie. Wenn man die Männer, wie ihr Oheim behauptete, nur durch Entgegenkommen gewinnt, war es dann nicht das Beste, auf ihre Neigung zu verzichten und sich wie die Sinnblume zu verschließen? Die Perle fiel ihr ein, die, wie der Dichter erzählt, von ihrem Besitzer dem Meere zurückgegeben ward, weil kein Gold ihren Werth aufwog; dieser Perle glich ihre Liebe an Reinheit, Milde und Glanz. Wie alle Mädchen hegte sie den kindischen Wahn, daß ihre Liebe etwas unaussprechlich Heiliges, ein „Nibelungenschatz" sei. Die einen bekehrt glücklich die Zeit von ihrem Irrthum, die andern versinken, eben weil sie nie geliebt werden, immer tiefer darin. „Auch ihn!" Thränen um Thränen — und darauf jenes stolze sich Aufraffen, der Trotz der Eigenliebe, die im Verbluten des Herzens sagt: „Laß ihn doch, er ist deiner nicht werth!" Sie richtet sich empor, als wäre sie auch eine Göttin, könnte auch den ihr angethanen Schimpf rächen, jene eilig uns überfliegende Begeisterung ergreift sie, „auch ich bin ein Maler", wie Coreggio vor Rafael's Bildern, möchte sie ausrufen ... armes Kind! so brennt die Kerze aufflackernd noch einmal hell, ehe sie verlischt.

Diese werden Rosen, jene Veilchen — dawider hilft kein Streiten und wenn man die einen an die Brust steckt, berauscht von ihrem Duft, und die andern nicht ahnend zertritt, wer will's tadeln?

Indem rollte ein Wagen in den Hof. Nur Martha konnte es sein und es galt, sie von der Anwesenheit ihres Gemahls, ehe sie mit ihm zusammentraf, zu unterrichten, ihr Lothar's „Nothlüge" mitzutheilen. Bertha eilte in den Gang hinaus.

Durch das ganze Gebäude, vom rechten Flügel beginnend, lief dieser Gang und während Bertha den Absatz der Treppe zu erreichen suchte, von ihrem langen, nachschleppenden Kleide gehindert, klangen Schritte hinter ihr, von des Grafen Wohnung her. War er's? Sich umzublicken, wagte sie nicht, denn nicht er, sie war die Gekränkte, er hatte um Vergebung zu bitten. So kam sie zu der Stelle, wo die Stufen in das Erdgeschoß führten. Athem schöpfend stand sie, sich auf das Geländer stützend; da war's dicht hinter ihr, ob vor Lust, ob vor Schmerz, die Besinnung schwand ihr, eine Wolke schwebte, schimmerte vor ihr und legte sich dann wie undurchdringlicher Nebel auf ihre Augen.

„Sie fallen," hörte sie noch eine ihr unbekannte, aber wohllautende Stimme sagen, ein starker Arm umschlang sie, als ihre Hand von dem glatten Holz des

Geländers sank, ihr Fuß auszugleiten drohte. Ein schönes, im Schein der Lampe doppelt anziehendes Gesicht neigte sich über das ihrige hin; die Locken, die um den Kopf des jungen Mannes spielten, berührten ihr Haar, ihre Stirn; wohl hielt er sie sicher, aber doch wie der Jäger seine Beute.

Berthold Hart, denn er war es, der Julian zum Grafen hinüberbegleitet und jetzt seinen „besten Freund" Bruno Galor in dem, ihm gänzlich unbekannten Labyrinth von Gängen, Treppen und Gemächern aufsuchen wollte, lächelte selbstgefällig, wie einer, dem „das gute Glück bei Frauen niemals umgeschlagen" und der zu seinen „Eroberungen" halb und halb schon eine Künstlerin und eine Prinzessin zählte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," flüsterte Bertha hoch erröthend, weil sie sich in den Armen eines Fremden fand und ihm dennoch wegen seiner Kühnheit nicht zürnen konnte.

Dies war nicht die Weise, Berthold einzuschüchtern. „Das gnädige Fräulein erlauben, daß ich Sie zu Ihrem Zimmer geleiten darf," sagte er, ohne sie zu lassen. Dem Blitze gleich hatte sein brennender Blick, das Herrische und Gewaltthätige seines Auftretens Bertha's Widerstandskraft gebrochen; es war ihr, als müsse sie niedersinken, wenn sie sich seinem Arm entzöge.

Ihr Gemach betrat er nicht, ihr die Thür öffnend, bot er ihr „Gute Nacht!“ Pfeifend ging er davon; sie hatte Alles, Lothar, Martha, sich selbst vergessen.

Nicht besinnungslos wie sie, aber doch in einer Stimmung, die sie gleichgültig gegen Alles machte, war Diana bis zum Palast der Andlau's gefahren.

Ihr Wagen hielt auf dem Hofe, hart an der Einfahrt. Dies Aufhören der Bewegung, das Stillstehen der Räder, das Scharren der Pferde rief sie zur Ueberlegung zurück. So, wie sie da war, bekränzt, bräutlich erglühend, hatte sie Lothar erscheinen wollen — ein Nachtgebild, Diana, die Mondgöttin, wie sie es ihm in ihren Versen verkündigt. Heute vor einem Jahr sollte sie sich ihm ja auch im Schloß zu Schönburg gezeigt haben, in altväterischer Tracht, wie seine Großmutter Philippine ... aus dem Traum wäre da Wahrheit geworden und statt des Todes, den er gefürchtet, hätte er das Mädchen seiner Liebe in seinen Arm geschlossen. Bei dem Flammen der Kerzen, unter Blumen und Kränzen, inmitten fröhlicher Menschen war ihr das lieblich und muthwillig, wie Wintermärchen und Sommernachtstraum vereint vorgekommen: jetzt, in der kalten, nebligen Novembernacht wurde ihre Erfindung so schwer, so glanzlos; die Kälte, die durch die Wagenfenster drang, vermehrte ihre Unbehaglichkeit, sie fror,

sie schmiegte sich dicht in eine Ecke, unbekümmert darüber, daß sie die Rosen ihres Kranzes zerdrückte. Sie hätte dem Kutscher die Umkehr befehlen mögen, wenn sie nur die Hand nicht hätte aus dem Mantel hervorstrecken müssen, um an das Fenster zu klopfen. Sie wachte nicht mehr und schlief noch nicht, sie hatte das einzige Verlangen, so liegen bleiben zu können, in ihrem Seidenmantel, eingewiegt von den gleichmäßigen sich wiederholenden Rollen der Räder. Da war sie im Hofe des Palastes. Es fiel ihr ein, daß sie nicht einmal wußte, in welchem Flügel des Gebäudes Lothar wohne. Wie sie die Kapuze von ihrer Stirn zurückschob und durch die Scheiben auf den dunklen Platz starrte, den die beiden Laternen vor dem Hauptportal nicht erhellten, fing sie über „ihre Tollheit" zu lachen an. Du hast nun doch sein Haus gesehen; traurig genug ist's, alt und grau. Der arme Graf! Diese langweilige Bertha! Da sollte es anders ausschauen, wenn du hier herrschtest; Licht und Jubel allüberall!

Sie stutzte, ihr gegenüber auf dem linken Seitenflügel ward die Thür geöffnet; ehe sie sich zum Verweilen oder zur Flucht in diesem kurzen Augenblick entschlossen, flog der Schlag ihres Wagens auf, hob sie ein Mann aus den Kissen und preßte sie stürmisch an sich.

„Martha! Martha!“

„Julian!“

Nie hatte ihre Hand den Tasten einen himmlischeren Ton entlockt, als der da von ihren Lippen klang.

Ihn aber betäubte er, hart und trotzig schaute er sie noch an — er ließ sie frei, von ihrem Haupte fiel der Kranz auf die Erde.

„Du bist's, Diana!“

„Ich!“

Der Zorn und Groll, der in ihm über ihre Verstellung, über Alles, was sie gethan, seit lange im Verborgnen gewachsen war, mußte sich austoben, seine Enttäuschung reizte ihn noch mehr. „Was willst Du in Martha's Hause?“ fragte er hochfahrend, mit einer Bewegung, als wolle er sie fortweisen.

Sprachlos war sie, entsetzt; mit ihren Fingern strich sie wie irr ihre Locken aus der Stirn, hinter das Ohr zurück. In das offene Portal, auf die Schwelle heraus, traten mehrere Diener mit Wachskerzen, voll glänzte deren Schein in ihr Gesicht, ein Zucken ging mit den Lichtstrahlen darüber hin, es verwandelte sie zu einer unnahbaren, schrecklichen Schönheit: „Was ich will!“ rief sie. „Krieg Dir ansagen, Krieg Dir und ihr! Gnadenlos will ich sein, bis Du bereuend vor mir auf den Knieen liegst! Ja bereuend!“ wiederholte sie noch,

als sei eine Erleuchtung über sie gekommen — „denn die Frau, um deretwillen Du mich vertreibst, wie eine Sclavin, suche sie nur auf der Spur ihres Buhlen, in Bellori's Armen!“

Mit dem Fuß stieß sie den Kranz weithin über die Steine und während er hinflog und sank der Pforte zu, in der jetzt Lothar erschien, sauste sie im Wagen davon.

V.

„Wohin hast Du mich geführt?"

„Wo Sie ihn finden werden, gnädige Frau."

„Und wir sind sicher?"

„Ganz sicher; in dieser Loge hier oben bergen uns die Vorhänge vor den neugierigen Blicken der Gäste; ich kenne den Wirth und die Diener des Hauses, sie werden Niemand zu jener Thür lassen; im äußersten Falle schützt Sie die Maske und mein Arm."

„Hätt' ich es doch nicht gewagt!" Dies sagte die Frau still vor sich hin, ehe sie ihren Arm auf die Brüstung legte und den dunkelrothen Vorhang ein wenig beiseite schob, um einen Ausblick in den weiten Saal unter ihr zu haben. Ehrfurchtsvoll hatte sich indeß ihr Begleiter in den Hintergrund der Loge zurückgezogen, dort saß er, die Arme gekreuzt, auf dem Sessel, den Eingang bewachend.

Ein längliches Viereck bildete der Saal, in der einen Wand mit Nischen. Der Flügelthür, durch die

man eintrat, gegenüber, befand sich auf einer künstlichen Erhöhung, die durch Blumen, Laubgewinde, Orangenbäume und — wo die Natur fehlte, durch Malereien — das Ansehen eines Berges gewonnen, das Orchester. Allmählig wurde Gaslicht nach Gaslicht angezündet, für diese Stätte begann das Leben erst mit der zehnten Stunde des Abends, entfaltete sich so der Schmuck und die Pracht der Räume. Eine überladene, blendende Herrlichkeit, die doch bei schärferem Hinblick nur wie ein Königsmantel aussah, den man über eine Bettlerleiche geworfen — Goldarabesken, Goldverzierungen, goldene Franzen überall, farbenreiche, nicht ungefällige Deckengemälde, die alten Geschichten: Paris, den Streit der drei Göttinnen schlichtend; die badenden Nymphen der Diana, die Aktäon belauscht; in dem dritten glaubte Martha, als sie jetzt ihr Auge nach ihm richtete, eine Aehnlichkeit mit jenem Triumpfzuge der Galatea zu entdecken, den sie in der Farnesina von Rafaels Hand bewundert ... in glücklicheren Tagen, wo sie noch nichts zu bereuen hatte, wo die aufsteigende Sonne des italienischen Himmels die Erinnerungen und Träume der Nacht fern über die Berge trieb, über die deutschen Berge, in das Land der Dämmerung zurück, daraus sie gekommen . . . in glücklicheren Tagen, wo sie ihn zuerst erblickt, um dessen willen sie hier saß, in unsäg-

licher Verwirrung, Todesfurcht im Herzen. Ruhig wie damals lächelte auf dem Bilde die Göttin, ihre Begleiterinnen, das wallende, jauchzende Meer. „Wärest du nie von ihnen gegangen!“ dachte die gequälte, geängstigte Frau. „Zweimal war dir das Glück so nah, so greifbar nah — du hättest seit deiner Jugend ein stilles Leben mit Julian führen können, ehe die leiseste Irrung euch von einander schied, oder du hättest, ihm und der Heimath entsagend, in Neapel, in Florenz als Königin der Schönheit walten und genießen sollen. Ach! du bist eine Thörin gewesen, wechselnd hast du eins um das andere hingegeben und keines erworben! Nicht auf die Dauer erworben! Nun mußt du zittern vor Julians Stirnrunzeln, vor den Schritten Bellori's“ ...

Nichts wollte sie unversucht lassen, sich von diesem „Gespenst ihrer Vergangenheit“ zu befreien. Da der Unglückliche nicht gleich in den nächsten Tagen nach Franziscus' Ermordung ergriffen wurde, sondern fast spurlos verscholl, hatte sie der Hoffnung gelebt, sein günstiges Geschick habe ihn vor den Verfolgern gerettet, sei's hinüber in das Nachbarland, sei's durch einen Fehltritt von den Zacken des Gebirges in das Jenseits. Da war er wieder dicht neben ihr wie aus dem Grabe aufgetaucht, sie bewahrte seinen Dolch. Nach ihrer Rückkehr vom Jägerhause forschte Bruno Galor, den

sie zum Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht, dem Wege Bellori's nach, Wochen lang umsonst, vor acht Tagen erst hatte er ihn weniger nach Martha's Schilderung als aus seiner eigenen Erinnerung her, vom Schildhorn und aus dem Apollosaal, wo sich ihm des Italieners auffälliges und sonderbares Wesen eingeprägt, in einer entlegenen Gasse der Hauptstadt aufgefunden. Nicht fein, aber doch anständig war er gekleidet, das Haupthaar kurz geschoren, nur der schwarze Bart wüst und zerzaust, im Auge etwas Scheues, den Blick schräg. Um seinen Verdacht bei der Anknüpfung eines Gesprächs nicht zu erwecken, stieß ihn Bruno unsanft im Vorübergehen an der Schulter. Bellori rief sein maledetto! Galor erwiederte; von Schmähungen und Drohungen kamen sie im längeren Verlauf zu Entschuldigungen, zuletzt gingen sie zusammen. Bruno redete Französisch, Bellori radebrechte. So viel ward doch klar, daß er ein Musikmeister aus Wien sei, Tasti heiße und eine Stellung bei der italienischen Oper suche, die in einem der größeren Theater Vorstellungen gab. Da könne er ihm vielleicht nützlich sein, versicherte Galor, er sei der Kammerdiener eines vornehmen Herrn, der mit der Primadonna der Italiener und dem Unternehmer auf gutem Fuß stehe. So knüpfte sich die Bekanntschaft Beider an. Das Geschäft mit seinen Landsleuten,

sagte ihm Galor bei einer zweiten und dritten Unterredung, wäre nicht so vortheilhaft, wie Tasti es sich träume, auch glaube er, ihm thäte die scharfe Luft des Nordens nicht gut, ob er denn nicht lieber nach Italien oder nach Paris gehen wolle? „Womit?“ entgegnete Bellori. Daran schien Galor nicht gedacht zu haben. „Daß ist mißlich, guter Freund,“ antwortete er; aber schon am andern Tage wußte er guten Rath, sein Herr, dem er Tasti's Begabung und Unglück geschildert, habe ihm gutmüthig das nöthige Reisegeld für den Künstler gegeben, wenn er nur wolle, könne er heute Abend noch nach Paris fortmachen. Hier hatte sich Bruno in dem bei all' seiner Tollheit schlauen und mißtrauischen Italiener, der im Stumpfsinn oder im Wahnsinn sich die Folgen seiner That nicht kümmern ließ, verrechnet, Bellori ward aufmerksam, er schüttelte den Kopf über diese „Großmuth eines deutschen Freiherrn“; was Bruno noch sagen mochte, er steigerte nur den Widerwillen, den Argwohn, die Tobsucht des Andern, die in einen Anfall wildester Raserei ausartete. Doppelt war jetzt die Gefahr, daß sich die Sicherheitsbehörden bei der ersten Gelegenheit seiner bemächtigen würden, daß der Name Martha's von Andlau in einem öffentlichen Gericht, bei einer Verhandlung gegen einen Mörder in ewig sie befleckender Verbindung vor der ganzen Haupt-

stadt genannt wurde! Diese Schmach zu verhüten war kein Mittel zu gewagt. Und doch durfte die Baronin sich Niemand offenbaren, sie mußte allein handeln. Galor, der in alter Anhänglichkeit an sie das Peinliche ihrer Lage, so weit ihre Stellung in der Welt dadurch bedroht war, tief empfand, wenn ihm auch der schärfste Dorn ihres Schmerzes, ihre Furcht vor Julian, verborgen blieb, hatte da das Wort fallen lassen: „sprächen Sie doch selbst einmal mit ihm, Frau Baronin!“ Das war ein Funke, ein Strahl — ihrem Blick, ihrem Befehl, darauf baute sie, würde Bellori gehorchen, gehen, wohin sie ihn gehen hieß — „und,“ redete es in ihr mit jener erbarmungslosen, fast frohlockenden Grausamkeit, die in uns allen der Trieb der Selbsterhaltung bei großen Entscheidungen erzeugt, „wenn er deinen Anblick nicht erträgt, wenn dein Auge ihn tödtet, um so besser; du wirst Ruhe vor ihm haben; um so besser!“

Die Zeit drängte, jedes fernere Ueberlegen hörte auf; Martha mußte es doch ein Glück nennen, daß Julian nicht am vergangenen Tage gekommen, vielleicht gehörte ihr nur dieser Abend noch.

Im schwarzen Sammetkleid, einen schwarzen Domino darüber, hatte sie um die neunte Stunde in Galor's Begleitung durch die Gartenpforte ihren Palast verlassen.

Lothar's und Bertha's Abwesenheit ersparte ihr Verstellung und Lüge. Aber ein Unstern stand über ihrer Wanderung. In seiner einsamen Dachkammer trafen sie Bellori nicht, sie mußten ihn in einem der Tanzsäle aufsuchen, in dessen „Kapelle" er die „erste Geige" spielte; dies hatte er Galor erzählt.

„Grand bal masqué et paré" — so der rothe Anschlagszettel; eine Seidenmaske kaufte noch bei der Frau, die im Vorderhause „Theaterkostüme" verlieh, Galor für die Baronin ... dann nahmen sie die Eckloge, zur Seite des Orchesters, ein.

Grand bal masqué — hie und da huschte eine Türkin, ein Gärtnermädchen vorüber, in dem weiten Raum wie verloren; der Männer waren mehrere, alle ohne Masken, die meisten von rohem, gemeinem Gesichtsausdruck.

Halblaut wurden die Gespräche geführt, einer der Musikanten, der zu früh gekommen, stimmte schläfrig sein Instrument in häßlichen, ohrzerreißenden Tönen. Aber plötzlich, wie durch den Schlag eines Zauberstabes, nahmen mit dem Anzünden der drei Kronleuchter, der Saal, die Menschen, die Statuen an den Eingängen der Nischen, von denen die der mittelsten in Marmor gearbeitet waren, einen erhöhten Ausdruck von Schönheit und Lebendigkeit an. Nicht Schimmer und Wärme

allein, auch Taumel und Freude brachten die Gasflammen hervor — künstlich, wie man tropische Blüthen in Gewächshäusern gewinnt. Weit auf stand die Flügelthür . . . Blaue, weiße, schwarze, rothe Dominos durcheinander; schlanke, vornehme Gestalten in der Haltung und mit der Bewegung, die den Gebilden plastischer Kunst abgelauscht schienen, neben kleinen, unansehnlichen, deren Gang schon eine traurige Herkunft, ein kümmerliches Dasein verrieth; wunderlicher, seltsamer Putz in den Haaren, Perlenschnüre, Federn, buntstreifige Turbane oder dort einfache Gewinde von Weinlaub, Kränze von Binsen, von Kornblumen — ein Wirrwarr von Trachten und Formen, viel Licht, viel Musik darüber, Tonwellen und Strahlenwellen sich zu einem Meer vereinigend, in das zuweilen betäubend der Duft der feinsten und durchdringendsten Wohlgerüche von den Locken und Gewändern der Schönen dringt. Ein Jahrmarkt des Elends und der Lust, sinnlicher Schönheit und „sittlicher Verworfenheit," wie ihr oder besser eure Gesetze es nennen, denn ihr selbst seid mitten darin, gleichviel, welche Kappe ihr tragt. Ein Schauspiel des Scheins, das doch in seiner Weise mächtig auf euch wirkt, wie eine gut gespielte Tragödie Shakspeare's und euch wie diese vergessen läßt, daß ihr die Getäuschten seid und mit dem Edelsten der Edeln, mit Don Quixote, das

Ideal der Schönheit in einer Magd und ach! in noch etwas Schlimmerem findet! Und nun, wenn ihr Muth habt, zerstört den dämonischen Zauber dieses Scheins — die Versuchungen des heiligen Antonius in der Wüste, zerstört sie! Weigert doch jenen rosigen, holdaufblühenden Lippen den Kuß, in dessen Ahnung sie sich den eurigen entgegenneigen; nehmt das Glas nicht, das diese Hand euch kredenzt, vielleicht war die Kleopatra's nicht zarter und weißer, als sie Cäsar den Becher reichte; laßt euch nicht von den Locken der Nymphe fangen, die eben, die Maske keck in der Hand, im Schwarm ihrer Verehrer laut lachend in den Saal schreitet — nicht doch, tanzt, schwebt, so wie sie vor einer halben Stunde noch auf der bunten Decke und dem breiten Sattel ihres Pferdes tanzte und sprang ... es sei, ihr bleibt standhaft, ihr weist die Schönheit von euch und den Wein wie der heilige Antonius, und das Ende? Statt einer Blonden wird euch eine Braune fesseln, dieser Schein oder jener, der farbige Nebel, der für Sünde, oder der graue, der für Tugend gilt ... das ist das Ganze. Und nun jauchzt oder jammert, greift zu oder flüchtet, nehmt die Würfel zur Hand oder ein Weisheitsbuch der Entsagung: all eins; jedes ist eine Welt und jeder von uns fühlt denselben Schmerz, wenn ihm die seine als Seifenblase zerplatzt.

„Holla! Champagner her! Steckt doch die Ampel in der Nische an!" rief das Mädchen mit den dunklen Locken, im goldgestickten weißen, mit dunkelrothen Rosen besetzten Kreppkleid und warf den blauen Atlasdomino von sich — „Wein her, sag' ich!"

Die Nische, in der sich die Gesellschaft niedergesetzt, lag Martha's Loge gegenüber, noch aber richtete sich die Aufmerksamkeit der beiden Frauen nicht aufeinander.

„Mademoiselle Hortense ist heute entzückend!"

„Himmlisch! Unwiderstehlich!"

„Wie saßen Sie zu Pferd! Wie flog ihr Kleid!"

„Kein Dichter kann das Flattern Ihres Gewandes schildern!"

„Außerordentlicher Schwung in Ihrer Reitpeitsche, ganz außerordentlich!"

Von den sechs Herren, die sie umgaben, hatte einer indeß schweigend die Gläser gefüllt.

„Champagner! Still!" sagte sie übermüthig — „Ihr seid alle Narren!"

„Bravo! Bravo! Es lebe Mademoiselle Hortense!"

„Ihr Pferd! Ihre Schabracke! Ihr Fuß! Ihre Reitpeitsche!"

Die Musik spielte einen wilden Galopp —

„Hoch! Hurrah!" rief sie — „Czikospferde über die ungarische Steppe sausend! Das wäre doch

noch ein Ritt, der sich der Mühe verlohnte! Aber in Eurer jämmerlich kleinen Reitbahn!"

„O, man kann sich doch mit Leichtigkeit darin den Hals brechen," bemerkte einer, der die Orgie nur des „Studiums" halber mitzumachen schien.

„Pah," entgegnete sie, „ist das so etwas Besonderes?"

„Formidable!" schrie ein Andrer, „das Wort wirft eine ganze Compagnie um!"

„Ein Bataillon, wenn es Mademoiselle Hortense vor der Front spricht!"

„Und nicht zu vergessen, ihre Reitpeitsche dabei schwingt!"

„Haben Sie schon über den Tod nachgedacht?" fragte der „Beobachter."

„Nichts vom Tode! nichts da!" riefen Mehrere —

Darüber dröhnten die beiden Pauken des Orchesters.

„Die Feigen!" murmelte Hortense zwischen ihren weißen Zähnen. „Morgen," sagte sie laut, „reiten wir Galopp und den würdige ich keines Blicks mehr, der mir nicht folgt."

„Ueber jeden Zaun! über jeden Graben!"

„Machen Sie Ihr Testament, Baron Bork, gestern waren Sie nicht sattelfest."

„Keine Beleidigungen!

„Friede!" gebot Hortense. „Aber des Scherzes wegen, Baron, diktiren Sie Ihr Testament; Herr Assessor von Willberg da ist ja eine obrigkeitliche Person."

„Mein Testament — ich vermache die Locken meines Haares allen meinen Geliebten" ...

„Und Ihre Schulden? Das ist die Hauptsache, Baron."

„Meine Schulden derjenigen, die von allen mich wahrhaftig geliebt."

„Ein guter Einfall, Baron, dafür erlaube ich Ihnen meine Hand zu küssen."

„Welch' Glück dieser Bork hat! Selbst noch mit seinen Schulden!"

„Ueber Sie Treulose! Wie oft bat ich Sie vergeblich um diese Gunst."

„Gunst?" Was für ein Gedanke schwebte nur, aus diesem Wort geboren, über ihr zuckendes Gesicht? Ein böser, ein trauriger, denn herb und bitter klang ihre Antwort: „Spotten Sie doch eines armen Mädchens, spotten Sie, es kleidet Ihre Ritterlichkeit so gut, meine Herren!" Aber im Nu hatte sie darauf die Locken aus dem Gesicht geschüttelt: „mehr Wein!" und den Musikern winkte sie mit ihrem Taschentuch zu: „mehr Lärm!"

Ueber den Tisch floß der Champagner, sie riß

von ihrem Kleide eine der Rosen und tränkte sie in dem Wein ihres Glases, mit der andern Hand schlug sie den Takt zur Musik: „Hurrah! Hurrah!“

„Hurrah,“ sagte der Bewunderer ihrer Reitpeitsche, „ist ein Kosakenwort und“ ...

„Alter Witz! Und bedeutet: Freude, schöner Götterfunken!“

„Keine Stellen aus Schiller!“

„Ach, das Gold ist nur Chimäre —“

„Oho!“ warf sie dazwischen, die Rose in der Hand, „ohne Gold ist Alles grau, für den Armen ist die Welt ein Haufen von Staub und Stein.“

„Sie philosophiren, Hortense?“

„Wenig, ich weiß nur, daß Alles zu kaufen ist.“

„Sehr wahr! Alles zu kaufen — Reitpeitschen, Hunde und Pferde“ —

„Und Liebe, sagen Sie es nur, meine Herren!“

„Die Einen das Geld, die Andern die Schönheit!“

„Ja,“ rief sie trotzig, „dies der Einsatz, dies der Preis und nun laßt die Würfel rollen.“

„Himmlische! Göttliche Hortense! Anbetungswürdiges Geschöpf!“

„Schon wieder Schiller!“

„Eine neue Welt, eine bessere,“ erhob sich jetzt der „Beobachter“, der schon längst nicht mehr beobachtete.

„Eine Welt ohne eure Sitten," so stieß sie mit ihm an.

„Es lebe die freie Liebe! die Rechte des Herzens! Aspasia und Lais!"

„Die Gläser zu Scherben und die Staaten in Trümmer!"

„Eine freie Menschheit! Ein Bündniß umfasse alle edlen Seelen, in Weinfluthen werde jeder Haß ertränkt."

„Die Arbeit wird abgeschafft" ...

„Und dennoch erhält jeder Mann jeden Tag fünf Louisd'or."

„Meine Herren, wozu die Umschreibungen: es lebe das Chaos!"

„Dies ist Communismus und der Wunsch der Plebejer. Es ist ja eine bekannte Geschichte, daß aus der großen Sündfluth nur eine Aristokratenfamilie, ob sie nun Deukalion oder Noah hieß, gerettet wurde."

„Die Sündfluth gehört zu den Mythen, die neuere Wissenschaft" —

„Ich begreife Sie nicht, warum wollen Sie den Göttern diese Satyrkomödie nicht gönnen?"

„Noah war der Erfinder der Menagerieen."

„Vor den arabischen gab es göttliche Pferde."

„Göttliche Pferde?" fragte Hortense.

„Am Wagen des Achill, als er gegen Hektor fuhr."

„Ja, aber es war ein sterbliches dabei, das, wie ich behaupte, die meiste Arbeit gethan hat.“

„Das ist schön von dem irdischen Rosse, daß es mit den Unsterblichen sich zum Wettkampf wagte,“ rief Hortense. „Wie hieß es?“

„Pedasos.“

„Ein Kampf ist das Leben, mit den Göttern, mit den Schicksalsmächten, nicht geschenkt wird es, nur erworben.“

„Was halten Sie für das Schönste hienieden?“

„Eine Schlacht gewinnen!“

„O, das haben so viel Dummköpfe vor uns gethan!“

„Helena besitzen!“

„Um sie mit aller Welt zu theilen?“

„Kunstwerke schaffen!“

„Damit sie von den Zeitgenossen verachtet und dereinst von Barbaren zerstört werden?“

„Alles Schöne ist mangelhaft, weil ihm die Ewigkeit fehlt.“

„Im Gegentheil, nur das Vergängliche ist schön, das Dauernde langweilig.“

„Hortense, was ist das Beste?“

„Tanzen!“ Und sie schleuderte dem Assessor die weingetränkte Rose in das Gesicht. „Tanzen! Mazurka! Kommen Sie, Willberg!“

Sie nahm die Maske vor, nun flog sie durch das wogende, jauchzende Gewühl, in der Wildheit und der Anmuth einer Zigeunerin.

„Mich täuschen Sie nicht, Hortense,“ sagte er im Wirbel des Tanzes, „Sie sind heute schwermüthig.“

„Darf ich den Grund wissen?“

„Ah, vielleicht weil Monsieur Antoine, der Clown, Ihnen ungetreu geworden, oder Monsieur Oswald gestürzt ist oder“ —

„Trocken wie Ihre Akten und Ihre Gesetze! Oder — zehntausend oder, Sie werden ja doch Hortense nie verstehen.“

„Aber ich liebe Sie!“

„Und ich, ich liebe Niemand. Ich lebe, ich genieße, ich reite; der Rest ist Plunder.“

„Sie schätzen die Freundschaft nicht, eines Tags“ —

„Werde ich elend sein, an Sie zurückdenken — und so fort! Sehen Sie mich an, Willberg, so lang ich die Augen im Kopf und die Locken darum habe, offen, wird es mir je an Freunden fehlen?“

Aergerlich wandte er sich ab.

„Das ist recht, Herr von Willberg, jetzt spielen Sie den Beleidigten! Jetzt erwacht wieder die Moral in Ihnen, die Lehre von ewiger Treue, von der Unter-

würfigkeit des Weibes — addio, ich suche mir einen besseren Tänzer."

Ehe er sie haschen konnte, war sie schon in der Nische und tändelte und scherzte von dem Einen zum Andern. Dennoch folgte er ihr und nahm seinen früheren Platz auf dem Divan ein.

In der Saalthür erschien eben ein kleiner, untersetzter Mann, ein gelbseidenes Taschentuch wehte ihm voran.

Willberg bemerkte ihn zuerst: „der Justizrath," sagte er spöttisch zu Hortense.

„Ihr Verlobter, Mademoiselle!"

„In acht Wochen Ihr Gemahl!"

Um einen Ton mochte sich ihre Wange entfärben, sie setzte das Glas, das sie zu den Lippen erhoben, unberührt nieder.

„Ihr Herren," sprach Baron Bork, „Mademoiselle Hortense war so liebenswürdig, uns zu begleiten, unsere Pflicht ist's, sie ungefährdet vor den Augen ihres Argus zu bewahren."

„Wir wollen aufbrechen."

„Nein," wehrte sie ab, „es ist prächtig hier, es trinkt und plaudert sich so süß, und ich will tanzen, ich will! Wann hat sich Venus vor Vulkan gefürchtet?"

„Wir bleiben!" schrie der Chor.

„Nur eins, Niemand nennt meinen Namen, Niemand rührt an meiner Maske."

„Niemand!"

„Und einer von Ihnen opfert sich und gesellt sich zu dem Justizrath."

„Das ist schwer! Aber es muß sein! Losen wir!"

Es trat in der Nische, wie im Saal ein Augenblick der Stille, des Schweigens, der Erschöpfung ein; aus dem Orchester hatten sich die meisten Musiker entfernt, bei einem Glase Wein sich zu neuer Arbeit zu stärken, unter den wenigen, die noch an ihren Pulten saßen, sprang einer auf, richtete sich stolz empor und begann auf seiner Geige eine eigenthümlich traurige Melodie, die Kunst des Spielers und die innere Schönheit des Musikstücks überwanden siegreich die Mängel des mittelmäßigen Instruments.

Gleich die ersten Töne ließen den jungen Assessor Willberg stutzen, zusammenschrecken — in der Loge ihnen gegenüber bewegte sich die Maske, die bisher schweigsam und starr von der Brüstung herabgelauscht, ein Mann näherte sich rasch und zog hastig auf ihren Wink den rothen Vorhang zu.

Hortense lachte: „Da sitzen auch Glückliche!"

„Und besser, wie wir hier unten," seufzte York, „es sind ihrer zwei allein."

„Baron, keine schlechten Späße!“

Noch einmal schaute Willberg zu dem Geiger hinauf, der übrigens bei der Gesellschaft, unter Liebesgeflüster, Gläserklingen und dem Knallen der Champagnerpfropfen keine Beachtung fand: „Sie brauchen nicht zu losen, meine Herren, ich gehe zum Justizrath.“

„Willberg, Sie sind doch ein guter Freund,“ sagte Hortense.

Während er die zwei Stufen, die vom Saal die Nische trennten, hinunterschritt, bestürmte drinnen Frage um Frage die Kunstreiterin.

„Wie kam nur Venus zu Vulkan? Wie konnten Sie Ihre Freiheit in diese Bande schmieden? Sie so jung, so strahlend, mit dem Ehering — es ist unmöglich!“

„Ruhig,“ mahnte sie. „Als ich vor drei Monaten hier ankam, ohne Geld, ohne Freunde, der Cirkus noch nicht eröffnet war, griff ich mit beiden Händen nach dem Finger, der sich mir bot. Und Sie, meine Herren, Keiner von Ihnen würde mich heirathen.“

„Oh! Oh!“

„Keiner, ich sag's! Jetzt hat es freilich mit Ihren Versicherungen keine Gefahr. Mademoiselle Hortense Baronin Vork oder gar Gräfin Arnim — es geht nicht, ich bin ja keine Thörin, die mit dem Kopf durch

eine Wand will. Aber Hortense Kalt — das läßt sich hören und ist immer süßer, als sich den Hals brechen oder im Hospital sterben."

„Tief philosophisch!"

„Der Justizrath soll eifersüchtig sein."

„Alle alten Leute sind es, Molière hat es schon gezeigt."

„Was ich mich um seine Eifersucht kümmere!" scherzte sie. „Noch bin ich frei, noch! Sterblich zwar, aber doch den Unsterblichen ähnlich in der Vollkraft der Freude."

„Wenn wir auf Wolken gehen könnten" ...

„Ein berühmter Psycholog hat behauptet, die nothwendigen Ergänzungen unserer Arme wären die Flügel."

„Der Mann ist ein Narr; er braucht nur zu trinken und zu tanzen, da hat er schönere Flügel als alle Erzengel zusammen."

„Horch — Polkamusik!"

„Und jetzt kein Wort mehr! Der ist ein schlechter Ritter, der weiter redet. Tanzen! Sausen! Daß es doch eine Sommernacht wäre und wir jagten über eine Haide — endlos, auf schnaubenden Pferden, meinetwegen gerad in die Hölle hinein!" Sie gab dem Baron ihre Hand, dicht an dem Justizrath, der eben

seine Brillengläser putzte, stürmte sie hin, so heftig, daß ihm sein gelbseidenes Taschentuch entfiel.

„Ungezogenes Geschöpf!“ grollte er. „Sie kamen ja aus der Nische, lieber Willberg“ — er hatte die Brille wieder aufgesetzt — „doch sehr schöner Wuchs, kleine Füßchen! Wer ist sie denn?“

„Wer?“

„Die Dame aus der Nische, im blauen Domino.“

„Die?“ Willberg lachte. „Justizrath, auch Sie lassen sich durch „Toilettenkünste“ täuschen? Alte Garde vom Ballet!“

„Oh! Oh!“ machte Herr Kalt. „Hätte dem Baron einen gewählteren Geschmack zugetraut. Aber wohl schlechte Finanzen?“

„Weiß nicht.“

Der Justizrath lud seinen gelehrten Freund zu einer Flasche „feurigen Burgunder“ ein, ließ jedoch mit keinem Blick die Loge der Baronin aus den Augen, an welcher der Vorhang zuweilen leise zitterte. „Wenig hübsche Mädchen hier,“ sagte er zwischen Trinken und Beobachten. „Freilich noch früh, vor eilf. Müssen hoffen, Willberg! Und Ihr Herz?“

„Ganz ruhig, lieber Justizrath.“

„Mann von Eis! Betrügen mich aber doch nicht! Sie nähren eine heimliche Leidenschaft, von der, wie das

Lied singt, Niemand nichts weiß! Sie waren ja bis Mitte Oktobers in Golderz auf dem Kreisgericht, haben Fräulein Diana dort gesehen, mein Mündel ... ah, Herr Assessor, keine Verläugnung, ohne Hahnenschrei, man weiß schon."

„Ich würde beglückt sein, wenn Fräulein Felsberg Kenntniß von dem Dasein eines Assessors Willberg III. hätte."

„Sah sie vorhin, sie spielte die Marseillaise, ich bedauere nichts mehr, als daß sie meinem Schutz empfohlen. Denn mein Wahlspruch ist: Pflicht über Alles! Willberg, was starren Sie nur beständig nach dem Orchester?"

„Und Sie nach der Eckloge?"

„Gegenseitig ertappt! Zwei gescheute Leute sollten immer wie Brutus zu Cäsar sagen: „geh' Du linkwärts, laß mich rechtwärts gehen", nämlich bei Liebesabenteuern. Aber glauben Sie, Fräulein Diana werde plötzlich unter jenen Lumpen auftauchen?"

„Und fürchten Sie, die Dame in der Loge dort sei Mademoiselle Hortense?"

Herr Alois Kalt nahm vorsorglich seine goldene Brille ab, sein kluges, lebendiges Auge blitzte über Willberg's Gesicht hin: „Ja!" Da der Assessor ein Lächeln unterdrücken mußte, fuhr er fort: „Und dies

mein Beweis. Bei meinem Eintritt fiel sie mir auf; sie trägt ein Sammetkleid — ich versichere Sie, Willberg, es ist dasselbe, das ich der Hexe vorgestern schenkte — also mein Sammetkleid! Ich kam näher, sie richtete ihr Opernglas auf mich und da, da fiel der Vorhang. Othello hatte nur ein Taschentuch wider die Unschuld Desdemona's zum Zeugen und ich, nun Sie werden mein Beweismittel nicht anfechten wollen."

„Bewahre, ich neige mich zu Ihrer Meinung und gebe Ihnen mein Wort, sie soll uns nicht entfliehen, die Maske muß herab."

„Herab! die Verrätherin muß entlarvt werden."

„Tugendhaft sein beruht vielleicht auf einem organischen Fehler, der Mitleid verdient, aber die Tugendhafte spielen" ...

„Das ist häßlich! Abscheulich!"

Wieder erklang die seltsame, wildsüße, schmerzliche Melodie.

„Er ist's!" sagte nun überzeugt Willberg.

„Wer?"

„Ein Kriminalfall," beugte er sich flüsternd zu dem Ohr des Raths. „Der Geiger dort, rechts von dem Kapellmeister, mit dem kurzen Haar, es ist Bellori."

„Bellori? der den Herrn von Waldheim erschlagen haben soll?"

Willberg nickte: „Ich mußte damals den Thatbestand aufnehmen, den Abend vorher hatte ich in Rabenhorst den Geiger gesehn, dieses Lied von ihm gehört. Freilich besaß er dort eine bessere Violine, aber dies spielen, so spielen kann kein Zweiter auf Erden."

„Dieser Abend," sagte aufstehend Herr Alois Kalt, „verspricht merkwürdige Enthüllungen. Eigentlich ist Welt und Leben nur für die Juristen, die Polizei und das Landrecht da. Die Menschen sind dabei so dumm, daß sie nicht einmal merken, in welchem Spinnennetz sie sich wie eingefangene Fliegen bewegen."

Ehe aber die beiden Männer die kleine, hinter dem Orchester sich hinziehende Halle erreicht hatten, in der die Musiker in den Pausen sich erfrischten, war Bellori, nach dem Aufhören des Tanzes, verschwunden. Der Justizrath empfand trotz „seines criminalistischen Instincts" eine größere Theilnahme für die Verhüllte in der Loge, als für alle Verbrechen, die hier unten „aus der Gebrechlichkeit und Jämmerlichkeit der Welteinrichtung" entstehen und Willberg wurde von der schalkhaften Hortense, die sich unter ihrer Maske, in dem allgemeinen Gewühl, sicher wähnte, fortwährend geneckt. So hatten sie nicht beachtet, daß Bellori dem Ruf Galor's gefolgt und hinausgegangen war, über den Hof, durch eine Seitenthür zu Martha hinauf.

In der dunklen Loge, bebenden Herzens, stand sie, der helle Glanz des Saals brach nicht durch die schweren Verhüllungen — nur in einer Art Vorzimmer vor dem eigentlichen Logenraum leuchteten drei mattgeschliffene weiße Glaskugeln, von Gaslicht erhellt; dort redeten Galor und Bellori.

„Was wollt Ihr von mir, Signore," sagte der Geiger, „seid Ihr mein Schatten? Böse Augen habt Ihr nicht, gutmüthige, stille — aber was wollt Ihr?"

„Euch noch einmal die Hülfe meines Herrn anbieten. Ihr seid mir lieb geworden, Mann, Eure Lage dauert mich, das ist Alles."

„Will aber nicht fort, ist lustig da unten, sehr lustig — viel Wein, viel Mädchen! Wenn nur die Musik besser wäre!"

„Es ist viel lustiger in Paris, feuriger ist dort der Wein und freundlicher sind die Mädchen."

„Ja, Paris! Es klingt wohl gut, aber keiner kann sagen, was es bedeutet, Jedem klingt's anders."

„Darum versucht's! Was habt Ihr nur ewig Argwohn und Mißtrauen? Mich hindert Ihr hier nicht, noch ich Euch. Zu Eurem Besten dräng' ich Euch fort."

„Wenn Ihr allein wäret — aber der hinter Euch, Euer Herr" . . .

„Musikschwärmer, sage ich Euch."

Vom Saal herauf scholl das Geräusch der antretenden Paare, der scharfe Ton zerspringender Gläser, Trompetengeschmetter.

Bellori strich über die Stirn: „Horch! Sie rufen mich! Geister, die heimreiten und ihre Heimath nicht finden können, wenn ich sie nicht führe. Wo ist meine Amati? Der Satan hat sie mir geraubt, der Satan! Und ich muß auf diesem elenden Holzkasten streichen und streichen ... das ist die Strafe!"

Hart faßte ihn Galor an: „Genug, Ihr werdet mir folgen."

„Ein andermal, Signor, will's überlegen."

„Ihr habt nichts mehr zu überlegen, Bellori," sagte da Martha's tiefe, ernste Stimme — aus dem Dunkel, „folgt ihm, ich will's!"

„Du!" Auf die Erde war Bellori niedergesunken, die Hände wie zur Abwehr gegen einen Schlag ausstreckend, der ihn tödten sollte.

„Ja, ich, Unseliger" —

„Du! Wo bist Du?" Wie geblendet tastete er umher.

Ganz in die Helle war sie hinausgetreten; noch bleicher, marmorner ließ das matte gelbliche Licht ihr Antlitz erscheinen, dem Angst und Schrecken längst die Röthe geraubt. Aber vielleicht hob diese Blässe die

Reinheit und den Adel ihrer Züge ergreifender hervor, als die rosige Farbe frischathmenden Lebens. Keine Falte rührte sich an ihrem Gewand, ihre Locken flatterten nicht — es war in dieser halbdämmernden Beleuchtung doch, als zeige sich vor einem dunklen Tuch, in der Luft schwebend, ein Haupt im gefaßten Schmerz, mit einer heimlichen Drohung auf den Brauen.

„Geh," sagte sie noch, „dieser Mann wird Dich begleiten, bis Du in Sicherheit bist."

So lange hatte er sie angestaunt, wie man ein Götterbild bewundern mag, eine Traumgestalt, die uns mächtig anzieht und bannt zugleich, wenn unsere erregte Einbildung sie vor unsern Augen hinschweben sieht ... „Gehen!" rief er jetzt. „Nimmermehr! daß ich ein Narr wäre! da bin ich, da bist Du — was läge zwischen uns?"

„Wahnsinniger!"

„Heisa! Lustige Nacht! Denkst Du noch an Rom? Treulose Proserpina, warum hast Du das Lied vergessen, das Du mich gelehrt, das Lied von der Treue?"

„Gnädige Frau," rief ihr Galor zu, „von hinnen! Sein Geschrei zieht die Gäste herbei! Eilen Sie, ich halte ihn fest."

Hinausschwankte Martha; die Besinnung hatte sie noch, die Maske festzubinden, aber unbekannt mit der

Einrichtung des Hauses verfehlte sie die Thür, die sich nach dem Hofe öffnete, in ihr Ohr gellte das gräßliche Toben Bellori's — dumpfe Töne, die dem Gebrüll eines verwundeten Thieres glichen — und daneben das Rasen des Tanzes, Castagnettenklapper, Trommelwirbel . . . die erste, nächste Thür riß sie auf — „den unbekannten Göttern!“ rief's in der Mittelnische. Nun war sie im Saal. Und keine Flucht möglich. „Da!“ sagte der Justizrath und steckte zum erstenmal in dieser Nacht sein Taschentuch ein, dies war sein Zeichen zur Schlacht; „da!“ sagte auch Willberg, um Herrn Alois Kalt vollends irre zu führen.

„Evoë, Evoë“ — flog Hortense in den Verschlingungen des Tanzes hin, mehr als die Hälfte ihrer Rosen war von ihrem Kleide herabgerissen, weiter, toller, wirrer, wüster; denkt an das sterbliche Pferd, das am Streitwagen des griechischen Helden mit seinen unsterblichen Rossen gleichen Schritt hielt — „Evoë!“

„Sehr angenehm, Mademoiselle, sehr angenehm,“ drängt sich Herr Alois Kalt mit verkniffenen Lippen an Martha — „mein Sammetkleid, wollte sagen, Sie hier zu sehen. Liebenswürdige Ueberraschung! Außerordentliche Hitze; glücklicherweise ist zwölf Uhr nicht allzufern, wo die Masken fallen, alle Masken, Mademoiselle.“

Und auf der andern Seite Willberg: „Darf ich Ihnen hier meine ganze Bewunderung ausdrücken, Fräulein Hortense" —

Verloren, rathlos steht Martha; sie sucht den Ausgang, aber die Tanzenden, in deren Mitte sie von einer Reihe zur andern irrt, entfernen sie mehr und mehr von ihm, dazu hat sie den Justizrath erkannt: allein ist sie, unter Gleichgültigen oder Feinden. Traurige Martha, das macht unsere Thaten so verhängnißvoll, daß auch die edelste uns den dunklen Mächten gefangen giebt.

Und wie sie noch dasteht, fester die Maske an sich drückend, hat sich der Kampf in der Loge entschieden. Gewandter als Galor ringt sich Bellori von seinem Arm los, er stürzt hinunter, laut jauchzend in den Tanz hinein. „Sieg! Sieg!" Alles weicht dem Irrsinnigen, dem der Schaum die Lippen bedeckt, seiner geballten Faust aus, ihn hindert Keiner, als er den Saum von Martha's Kleid faßt.

„Was ist's? Was giebt's? Ein Toller! Ergreift ihn doch!" schreien sie durcheinander.

Inne hält der Tanz, die Musik schweigt.

„Kommt an! kommt an!" rast Bellori; auf die Knie gesunken, mit der einen Hand Martha's Gewand umkrallend, die andere erhoben — „allen Dämonen der Hölle zum Trotz! Du bist mein! Evviva! Die Nacht auf Monte

Pincio! Laßt sie die Pauken schlagen, die Ouvertüre zu meinem Nero spielen! Rom brennt, die Giebel stürzen, in rothen Rauchwolken ziehen die Klänge meines Triumphlieds über die sieben Hügel . . . Rom brennt, laßt's brennen, Du bist bei mir!"

„Grauenhaft," sagt Herr Alois Kalt und zieht sein gelbseidenes Taschentuch hervor, „wie eine italienische Opernvorstellung!" und Willberg flüstert er in's Ohr: „Täuschung von mir, Augenschwäche, es ist doch nicht mein Sammetkleid" . . .

Das Alles ist wie im Flug geschehen, jetzt hat sich auch Galor zu seiner Gebieterin Bahn gebrochen, ein Schlag auf Bellori's Schulter, der taumelt, fällt . . .

„Wie der Champion von Altengland," ruft der Justizrath in freudigster Bewegung, „Gratulire, Herr Bruno Galor."

Den Andern verklingt im Tumult der fremdländische Name, die Meisten sind beschäftigt, den wüthenden Bellori niederzuhalten, der mit den Zähnen um sich beißt, furchtsam flüchten die Mädchen mit flatternden Haaren in die Nischen, in die Ecken des Saals, nur Hortense schaut Allem ruhig wie einem Schauspiel zu; der Einen aber, Martha, für die Herr Alois Kalt den Namen gesprochen, dringt er wie ein letzter tödtlicher Streich in das wunde Herz.

Ehrerbietig bemüht sich der Rath, ihr Platz zu schaffen, lispelt von „verzeihlichen Mißverständnissen“, so bis an die Schwelle des Ausgangs, zu der Galor die Halbbewußte mehr trägt, als geleitet —

„Unheilbar wahnsinnig,“ spricht indeß ein junger Arzt mit eiserner Kälte und Ueberlegenheit das Urtheil über Bellori aus, „bindet ihn, holt einen Wagen, in das Hospital, ich fahre mit ihm!“ Einem Mädchen winkt er noch zu: „den letzten Tanz behalt' ich, Mathilde, auf Wiedersehen!“

Er geht voran — fünf, sechs Männer heben Bellori auf . . .

Genius mit geknickten Flügeln! Und du saßest einst, vor Jahren, so still im Abendschein auf dem umgestürzten Säulenknauf am Springbrunnen in deines Vaters Haus und sahest der Najade zu, die unablässig krystallenes Wasser aus weißer Schale goß, die Saiten deiner Geige tönten darein . . . Friede, Harmonie, Stillleben am Busen der Natur! Ja, wenn solch' Pflanzendasein ewig währen könnte! Und du standest auf und riefst zu den Sternen: sie liebt mich, ihre Liebe macht mich zum himmelstürmenden Titanen. Armer Schelm, da liegst du nun, ausgeblasen ist das kleine, armselig kleine Licht in dir, was du deinen Genius nanntest, und Nacht um dich, gerad wie es in diesem Saal

Nacht sein wird, wenn die müde Hand eines Dieners im letzten Dienst den Haupthahn umdreht; armer Schelm, verlohnte es sich darum, geboren zu werden?

Hoch auf richtet sich der Unglückliche noch einmal in den Stricken und den Armen der ihn Haltenden, schüttelt noch einmal sein Haupt, und ihn trifft aus den Augenhöhlen der Maske der dunkle Gewitterblick Martha's, die von der Schwelle schauernd zurückblickt.

„Hilf mir, Martha, hilf!" tief ächzend senkte er den Kopf auf die Brust —

Von einer Wallung des Mitleids überwältigt, rief da Hortense, zur Baronin hinüber: „Grausam ist's, so einen Freund sterben zu lassen," und während die Thür hinter der Davoneilenden zuschlug, hatte sie sich Bellori genähert: „Unglücklicher," und sie zerrte die letzten Rosen ihres Besatzes herab und hielt sie ihm entgegen, „athme noch einmal Rosenduft und stirb schnell! Mehr kann Dir leider die arme Hortense nicht bieten noch wünschen."

„Mademoiselle Hortense" — dies sagte mit drei Ausrufungszeichen Herr Kalt und das gelbseidene Taschentuch entfiel ihm, verschwand und ist nie wieder in seine Tasche gekommen.

„Ja, Hortense," faßte sich das Mädchen, „ich heiße Sie immer und überall willkommen, Herr Rath!"

„Mich willkommen?" stammelte der und nahm, um

doch etwas in den Händen zu zerknittern, seine Brille ab, „Ihre Kühnheit“ —

„Herr Baron von Bork,“ wollte sie, nun wieder übermüthig geworden, ihren Tänzer vorstellen —

Langsam, zagend, ob nach solchen Vorfällen das Fest noch fortgesetzt werden könne, wagten sich einzelne Mädchen wieder hervor, begannen die Musikanten eine leise, ganz leise Melodie . . .

„Habe die Ehre,“ murrte der Rath, „sehr erfreut Sie in Mademoiselle's Begleitung einmal wiederzusehen, ich bin ein großer Bewunderer ihres Talents und lachte eben mit ihr über das thörichte Gerücht, das von unserer beiderseitigen Verlobung redet.“

„Nicht wahr? Nur Gerücht?“ entgegnete Bork. „Herr Rath, dann sind Sie viel bedauernswürdiger als Menelaus.“

„Wie so?“

„Ehe sie ihm Paris raubte, hatte er doch Helena besessen und besaß sie lange Jahre nachher.“

„Das gehört wohl zum antiken Geschmack?“

Mit zwei Champagnergläsern trat Hortense aus der Nische: „Friede oder —?“ so bot sie eins Herr Alois Kalt.

Dem perlten die Schweißtropfen von der Stirn und „viel lieber als alle Hortense's der Welt“ wäre ihm

sein Tuch unter diesen Umständen gewesen; doch ergriff er das Glas: „Kein oder,“ flüsterte er, „undankbares Mädchen.“

„Gut,“ und sie leerte das ihre und warf es trotzig gegen die Decke — „Freiheit also! Musik! Was starrt ihr denn Alle? Er starb heute, wir sterben morgen vielleicht!“

Und die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; die Uhr schlug die zwölfte Stunde — und der Lärm raste, wie im Meer der Sturm, die Tanzenden, die Lichter, die Statuen und die Bilder, Alles eingehüllt in eine grau schimmernde Wolke von Dunst und Duft und Staub.

Tanzt . . . „er starb heute, wir sterben morgen vielleicht.“

Sechstes Buch.

I.

Wieder ist über der Haide und den Berghalden von Andlau der Frühling hereingebrochen, wieder zeigt die Natur in ihrem unerschöpflichen Glanze, das Menschengeschlecht in seiner beständigen Arbeit, daß sie beide trotz aller Unfälle, trotz der Vernichtung so vieler, Leiden und Freuden ungeachtet, ewig dieselben sind. Von Knospen, Blättern und Blüthen starren die Zweige; sind es nicht dieselben, die du im vergangenen Jahre begrüßtest und die du fallen sahst und welken, eins nach dem andern, in den Stürmen des Herbstes? Um dich schwirren und flattern und jauchzen die Vögel, aus den Furchen hebt sich wieder die Lerche, drüben im Fliedergebüsch schlägt des Nachts die Nachtigall und an den Giebel deines Daches hängt die Schwalbe ihr Nest. Sind es die alten, sind es neue Frühlingsboten? Du weißt es nicht — und über die Felder geht der alte Pflug und ein Säemann dahinter und im Walde wird lustig die Axt geschwungen, so lustig von den Armen des Sohnes, wie

nur je von denen des Vaters. Du freilich weißt es nur zu gut, was du in Jahresfrist verloren, sank es doch vor deinen Augen in den Abgrund des Todes und ach! durch ein unerbittliches Gesetz an den diesseitigen Rand dieses Abgrundes gefesselt, konntest du es nicht am jenseitigen in neuer Form emporsteigen und blühen sehen.

Auf der kahlen Bergfläche, die einen Blick über die Schlucht hin in den Garten von Sibyllenruh gewährt, wanderten oben unter den Tannen Julian und Lothar. Sie hatten die Schonungen und die neuen Anpflanzungen im Walde besucht und waren auf dem Heimweg nach dem Schloß begriffen.

Da Julian wieder einmal stehen blieb, mahnte der Graf: „Herr Felsberg, sicher erwartet uns die Baronin schon, wir sind weit über die versprochene Zeit ausgeblieben.“

„Drüben ist Bewegung, eine Gesellschaft im Garten — sollten die Eppstein's angekommen sein?“

„Möglich, die junge Frau ist ungeduldig und liebt den Wechsel.“

Die Arme gekreuzt, unter den Tannen, das Auge bald hinüber richtend, bald auf den Boden senkend, verweilte Julian: „Und Diana?“

Seit jenem Abend im Hof des Palastes hatte Keiner von ihnen je dieses Namens im Gespräch mit dem

Andern erwähnt, Julian aus Trotz, Lothar in seiner Verschlossenheit nicht, aus Besorgniß, dem Freunde damit wehe zu thun. Auch jetzt erwiederte er zögernd: „Ich glaube, sie wird nicht von ihren Freundinnen lassen."

„Und nicht von Ihnen, Graf Schönburg."

Wenn diese Seite berührt ward, gab es einen schmerzlichen Ton. „Diana's Seele ist undurchdringlich," sagte endlich Lothar.

„Oh, jedes Weib will erobert werden."

„Aber nicht Jeder ist zum Erobern geboren, ich mag eine mir unendlich werthe Freundschaft, die mehr erfüllt, als ich von ihr zu verlangen berechtigt bin, deren Genuß mir nothwendig geworden ist, nicht wie ein Thor verscherzen. Fester halten die Schwachen, Herr Felsberg, die Hoffnung des Glücks, als die Kühnen seinen Besitz."

Scharfen Schrittes ging Julian voran, langsamer folgte der Graf, nachdenklicher.

„Sie trafen häufig in diesem Winter mit ihr zusammen?"

Lothar nickte: „Bei den Eppstein's, bei der Prinzessin —"

„Sie ist ein eitles Geschöpf! Sie hat so viel Ruhm erworben, so viele Kränze! So hoch und hehr schreitet

sie dahin, wie so tief unter ihr liegt das Alltagsleben, in dem ich mich abmühe, d'rin ich verkomme."

„Und waren doch so befriedigt, so voll von Ihren Schöpfungen, Ihren Plänen — und es gedeiht auch Alles unter Ihrer Leitung, der Sumpf ist ausgetrocknet, die Oede bebaut, kaum erkenne ich Andlau wieder," redete der Graf. „Freiwillig wählten Sie sich diese Bestimmung, diese Mühe und schöner reifte die Frucht, als ich, Sie selbst vielleicht träumten."

„Guter, verehrter Freund," entgegnete Julian, „soll ich, darf ich Ihnen ein Geständniß thun? Werden Sie nicht denken, daß ich auch einer von denen bin, die ihres Willens, ihrer Entschlüsse Festigkeit ruhmredig im Munde führen und sich vermessen, die Welt nach ihren Gedanken einzurichten und dann doch von dem leisesten Wehen des Windes aus ihrer Bahn verweht werden, gerad' wie die Andern?"

„Nein, ich würde Ihnen nur noch inniger die Hand drücken, wie Jedem der leidet; aber was haben Sie nur?"

„Es drängt mich fort von hier, von meinen Beschäftigungen, meinem Wirken, es haftet ihnen, ich weiß nicht welcher Erdenstaub an, der allein im Reiche der Kunst verschwindet. Nennen Sie es Ehrgeiz, Neid gegen die Schwester, Unruhe und Zerfahrenheit — der Künstler ist wieder in mir erwacht. Wohl möglich, daß

auch dies, in vorübergehender Laune, eine lockende, verblendende Vorstellung mich täuscht und mich um meine beste Kraft betrügt, daß ich sie im nutzlosen Ringen nach einem unerreichbaren Ziele vergeude. So sind wir ja einmal, daß uns nie das Bleibende befriedigt, daß der Wunsch mit Ikarusflügeln über die Grenzen strebt, die uns die Natur gezogen. Ach! gewiß, es war ein so gutes, friedliches Leben vor einem Jahre auf dieser Scholle; warum sind Sie da nicht bei uns gewesen, Lothar! So schön vereinte sich Alles zu einer reinen Harmonie. Nun starrt es mich kalt und farblos an, als sei der holde Wahn zerrissen, der damals im Wohlbehagen Aller mich das meine finden ließ. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich wie ein wack'rer Mann gestritten und ausgehalten, ich kann nicht länger auf diesen Pfaden wandeln. Andere Dinge, andere Gedanken beschäftigen mich. Sagt man doch, wenn die Uhr einmal im Gange ist, geht sie ruhig und gesetzmäßig ihn fort. So erscheint mir auch hier meine Arbeit gethan. Ich setzte die Federn ein, nun laßt sie spielen. Das ist ja eben der Vorzug der Kunst, daß sie immer ein Neues und Schöneres zu schaffen trachtet und die Freiheit des Geistes nicht durch die Knechtschaft des Handwerks erdrückt. Was soll ich hier? Erndten und säen und wieder säen und erndten!"

„Das wird nicht Ihre letzte Meinung sein. Sie kennen den alten Spruch: „Verpfände dich an kein Bestimmtes," auch an Ihnen wird er zur Wahrheit. Zum Theil steht vollendet da, was Sie gewollt; mit der Lösung der Aufgabe erlischt die Begeisterung, in der Sie ihr nahegetreten. Wird es in der Kunst anders sein? Mit Liebe beginnt man ein Werk, halb im Verdruß beendet man es, denn im Anfang waren wir die Herren des Stoffes, zuletzt beherrscht er uns. Wenn ich von dem Schmerzlichen in Ihren Aeußerungen absehe, freue ich mich derselben, freue mich, daß Ihr Blick sich wieder der Schönheit zugewandt. Und wer könnte Sie denn hindern, Pläne zu Schlössern, zu Kirchen, zu Häusern und Hallen zu entwerfen? Da möcht' ich Sie fast daran erinnern, daß Sie mir den Aufbau meines alten Schlosses versprochen und auch, wie ein echter Künstler es bis heute vergaßen."

Fast finsteren Blickes schaute ihn Julian an; spottete der Graf mit solcher Harmlosigkeit seiner oder war der Kampf, der seine Seele durchwühlte, ihm so ganz verborgen? „Ja — die Burg," sagte er abgebrochen: „Ich entwarf damals eine Zeichnung — o, ich hätte nicht aus dem gelben Häuschen scheiden sollen."

„Und hätten es doch gemußt, es giebt keinen großen Baumeister in der Verschollenheit einer kleinen Stadt."

„Wäre ich frei! Namenlos meinetwegen und arm, aber frei, wie Diana!“

Lothar indeß wollte ihn nicht verstehen und sich noch tiefer in die Geheimnisse und das Unglück dieser Ehe verwickeln. Schon genug des Leidens, der Unruhe und Bedrängniß hatten ihm seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Martha, seine Freundschaft für Julian eingebracht. Wie sorglos, redete er sich oft ein, würde dein Leben ohne diese beiden sein! Jetzt wäre freilich ein Zurückziehen ebenso nutzlos wie unritterlich gewesen, er dachte nicht daran, nur vorwärts sollte ihn keiner drängen; mögen sie mich kalt und herzlos schelten, bleibt mir nur die Theilnahme an ihrem Streit, an seinem vielleicht schrecklichen Ausgang erspart; dies war sein Entschluß.

Denn täglich öffnete sich die Kluft weiter zwischen Martha und Julian, lautlos und still. So zieht unhörbar noch unter dünner Eisdecke der Strom dahin und Verwegene trauen dem glatten, ungebrochenen Spiegel und wagen sich darauf, bis eine Welle hindurch schlägt, Scholle um Scholle im Augenblick zerbricht und die Tollkühnen hinabreißt. Schweigend hatte Julian in jener Nacht die halb bewußtlose, vom Fieber geschüttelte Martha bei ihrer Heimkehr empfangen, schweigend ihrer verwirrten, von Schluchzen, Thränen und den Phantasieen

der ausbrechenden Krankheit gestörten Erzählung gelauscht, kein Vorwurf war ihm entfallen, aber auch kein Wort des Trostes. Zu ihrem Glück erlag sie am nächsten Tage der Gewalt des Fiebers; wie schrecklich auch die Gebilde sein mochten, die sie ängstigten, sie schützten sie doch vor all den Verläumdungen, Gerüchten, vor der Entrüstung und dem Verdammungsurtheil der Welt, die ihr gewagter Schritt hervorgerufen. In ihren Träumen vernahm sie nichts von ihnen, war sie sicher davor. Wie giftige Pfeile durchbohrten sie dagegen alle Julians Herz. Obgleich er eingezogen in dem traurigen Palaste lebte und Lothar ausgenommen fast mit Niemand verkehrte, fanden sie ihren Weg zu ihm.

Die Erscheinung einer vornehmen Dame an solchem Orte, wo die Freude nur in der Maske der Wildheit auftritt, was setzte sie voraus, zu welchen Schlüssen berechtigte sie nicht? Und in erbarmungslose Hände war Martha gefallen. Da Herr Alois Kalt nicht an Hortense selbst, so mußte er an einem andern ihre Treulosigkeit rächen, nicht er allein wollte das Opfer dieses Abends sein. Noch im Tanzsaal bestürmten ihn die Herren, „Freund“ Willberg voran, wegen des Namens der Dame in „seinem“ Sammetkleid, er aber war ein echter Ehrenmann, ein „Beschützer der gekränkten und vertheidigungslosen Unschuld“, er nannte ihn nicht, er

deutete nur an, „so obenhin,“ ohne jede Anspielung und lachte nur vergnügt, als sich Willberg an die Stirn schlug und ausrief: „Und das habe ich nicht gleich errathen!“ Herr Alois Kalt machte Mademoiselle Hortense in demselben Augenblick seine artigste Verneigung, faßte noch einmal in die Tasche nach dem verlorenen Tuch, zog die Hand mit verzweiflungsvollem Ausdruck leer hervor und überließ das Andere und den Rest der Nacht den „unterirdischen Göttern.“

Gut hatte er gerechnet. Am Morgen darauf wußte es in der Stadt, wer es wissen wollte, daß Martha von Andlau in einem Tanzsaal des Volks einen früheren — Bekannten, sagte Baron Bork ohne Betonung, den ausgezeichneten Geigenspieler Giovanni Bellori aufgesucht habe — Bellori, dessen man sich wohl noch aus den Concerten des vergangenen Winters, von der Ouvertüre zu seinem „Nero“ her erinnere ... Bellori, murmelten die, welche aus den Zeitungen die Thatsachen des „Vermischten“ behielten; doch nicht der Mörder des Herrn von Waldheim? Und einen Tag später meldete dann der Polizeibericht, daß der Mörder des zu Rabenhorst getödteten Franziscus von Waldheim, ehemaligen Gardedragonerofficiers und weiland Kammerherrn Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Anna, in der Person eines italienischen Musikmeisters Giovanni Bellori ent-

deckt sei, daß aber bei dem ausgebrochenen Wahnsinn desselben von jeder Verhandlung bis auf Weiteres Anstand genommen werden müsse.

Damit war in der Gesellschaft der Stab über Martha gebrochen. Die am mildesten urtheilten, wie Arthur Eppstein, bezeichneten ihre Handlung doch als unüberlegt und zweideutig; von einer alten Liebesgeschichte, von einer nur zu sehr begründeten Furcht vor der Vernehmung Bellori's, redeten die Gegner. Die Prinzessin, die ihrer Freundin von Dresden her nach der Hauptstadt gefolgt, bereute in ihren Gesprächen mit Diana, daß sie je mit der Baronin in Verkehr gestanden und konnte nicht begreifen, wie sie zu dieser Freundschaft gekommen. Darauf verharrte Diana in Schweigsamkeit, sie vertheidigte weder noch griff sie ihre Schwester an, nur einmal bei den Eppstein's entschlüpfte es ihr: sie fände es nicht schön, so den Ruf einer Frau zu zerreißen. Seitdem vermieden Alle in ihrer Gegenwart von Martha zu reden. Täglich sandte sie ihren Diener nach dem Palast der Andlau's und bat um Nachricht über Martha's Krankheit, als aber Julian, der seine Heftigkeit schon bedauert und von ihrer scheinbaren Herzlichkeit und Theilnahme gerührt wurde, eines Tags bei ihr vorfuhr, ließ sie ihm sagen: es sei ihr schmerzlich, aber weder heute noch morgen noch je würde sie ihn empfangen.

„Bis er vor mir auf den Knieen liegt“, daran hielt sie fest. Ja, sie haßte die Baronin, sie frohlockte nun über sie — aber vor der Welt war sie ihre Schwester, die großmüthig die ihr und ihrer Mutter angethane Schmach vergeben mußte. Je tiefer Martha in den Staub sank, desto glänzender erhob sich Diana ... eine Künstlerin, in ihrem Spiel nur mit den besten Meistern zu vergleichen, sie wohl übertreffend, in vollendeter Anmuth und doch von tadellosem Wandel, über die sogar die sittenstrenge Königin, als sie vernommen, daß Diana einen Theil ihres Erbes dem unter ihrem Schutze stehenden Mädchenwaisenhause geschenkt, das Urtheil abgegeben: sie sei ein edles tugendhaftes und geniales Mädchen — wer hätte sie nicht verehrt? Männer des höchsten Adels bewarben sich um ihre Hand, sie glaubten nicht mit Unrecht, mit ihr zugleich die Gunst des Hofes zu gewinnen. Allen gegenüber bewahrte Diana die Freiheit und die Bescheidenheit, mit denen die Musen ihre wahren Jünger und Jüngerinnen schmücken. So rein und makellos, wie sie sich zeigte, war sie nicht, nur halb folgte sie dem Zuge des Herzens, halb ihrer Berechnung, eins umstrahlte sie stets: der Schein der Tugend und der Schönheit. Und gegen diesen gerade hatte Martha in der Kühnheit und Leidenschaft einer großherzigen Seele gesündigt. Ein Liebes-

abenteuer verzeihen die Männer jedem Weibe und die Gesellschaft blickt mit feinerem oder spöttischerem Lächeln darüber hin, aber die Sitte brechen in guter Absicht — hier hängt sich unwillkürlich ein Fragezeichen an deine That. Auf einen Maskenball geht man zu tanzen, zu scherzen, einen Geliebten zu sehen, aber aus „edleren“ Gründen? Du wirst keine Thörin sein und von den Andern verlangen, daß sie dir dies glauben.

Entzwei den Stab; gerichtet — Du bist eine Verworfene und danke Gott, wenn du wie Martha im Fieber liegst und kaum genesen, von Freundeshand, wie sie, in ein entlegenes Thal entführt wirst, wohin das Geräusch der Welt nur im Verhallen dringt.

Um sie eine Winterlandschaft, dichte Schneemassen auf den Kuppen des Gebirges, die im Abendroth wie die Gletscher der Alpen rosig und violett erglühen, ein Tannenwald, ein einsames Schloß ... sorglich bewacht Bertha die Stimmungen der Leidenden, wie allmählig die letzten Spuren der langen Krankheit schwinden, die Lebenskraft steigt und unruhig nach Beschäftigung sich sehnt. Blässer ist Martha's Antlitz, dünner sind ihre Locken geworden — „Sieh nur,“ sagt sie zu der Freundin, wenn sie mit der Hand hindurchfährt. Körperlich gesundet sie wohl, aber das Herz nicht mehr. Julian scheint noch derselbe, schonend, in zarter Aufmerksamkeit, liebevoll,

er will sie das Unglück und die Sünden ihrer Vergangenheit nicht entgelten lassen; wer jedoch vermöchte das Auge der Liebe zu betrügen? Ehe er selbst es wußte, erkannte sie die Aenderung seines Gefühls. So schwingt eine Saite noch im gleichen Takt eine Zeit lang weiter, wenn auch die Ursache ihrer Bewegung aufgehört. Unwiederbringlich war sein früheres schönes Vertrauen dahin, ihre Liebe hatte ihren Duft verloren. Dies Leben aber, so an einander hin, aus Mitleid, um äußerlicher Rücksichten willen, ohne den Streit des Hasses und ohne den Trost der Neigung, in gleichgültiger Gemessenheit, wie die meisten Menschen es führen . . . ihrem Stolze war schon der Gedanke daran unerträglich. Um jeden Preis wollte sie seine Liebe wieder erringen. „Bin ich denn nicht mehr schön?" fragte sie sich, ihren Spiegel, Bertha, Alle. Daß zwei dunkle Blutmale an dieser Schönheit hafteten, vergaß sie, vergaß, daß kein Geständniß, keine Betheuerung ihrer Unschuld, keine Versicherung wandelloser Liebe die drei Schatten ihres ersten Gemahls, Franziscus' und Bellori's verbannen konnten... die Flecken auf Lady Makbeth's Hand. Nicht gewichen, gewachsen war die Wolke um sie, in der sie in der Laube zu Rabenhorst vor Julians Auge stand, als der Geiger das „römische Trauerspiel" erzählte. „Nein," rief es damals in der Brust des Liebenden, „nein, sie

ist keine Messalina" — und nun sagte es ihr doch die Welt fast in's Angesicht.

Solche Frau wird durch die Macht ihrer Schönheit, eben durch das Dämonische, das sie umweht, jeden Mann berücken, nur den eigenen nicht. Er fängt an, ihre Reize zu fürchten, ihre Liebkosungen zu fliehen, es ist für ihn etwas von dem Blick der Schlange darin, die ihre Opfer bezaubert, um sie desto leichter und sicherer zu tödten. So sichtbar und schroff äußerte sich freilich Julians Entfremdung nicht, aber er vermied doch eifrig jedes stillere und innigere sich Aussprechen, eigensinnige Selbstquälerei schalt er es, daß sie wieder und wieder auf ihre erste unglückliche Ehe zurückkam und durch das Bild ihres Elends und Jammers ihre Verirrungen, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen suchte. Umsonst betheuerte er: solcher Geständnisse bedürfe es nicht, er vertraue ihren Worten, die ganze Welt würde ihm seinen Glauben nicht erschüttern; ihr klang das Alles kalt und gezwungen, die härtesten Vorwürfe, Ausbrüche des Grolls und der Eifersucht hätten sie besser von seiner Liebe überzeugt — „süßer ist's von dem Zorn eines geliebten Mannes getödtet zu werden, als bemitleidet von ihm dahin zu leben," sagte sie einmal zu Bertha, als diese Desdemona's Schicksal beklagte.

Friedlos und doch ohne Sturm verging ihnen der Winter.

So sehnlich hatte im Schloß von Andlau kein Anderer des Frühlings geharrt, wie Julian, für ihn baute der Lenz goldene Pforten einer schöneren Zukunft. In Feld und Wald, in neuer Arbeit hoffte er den Staub der Erinnerungen abzuschütteln und Vergessenheit zu lernen. Die Macht der Dinge und der Gewohnheit ist so groß, unmerklich wirkt sie und dennoch umstrickend, sie bringt die größten Freuden und die tiefsten Schmerzen in ein Gleichmaß, sie ebnet das wildbewegte Meer; wohl durfte Julian denken, daß sie auch sein und Martha's Gemüth beruhigen und wenn nicht die alte Liebe doch ihren Schatten heraufrufen würde. Die hohen Träume, die er im ersten Jubel ihres Besitzes gehegt, waren eben Träume gewesen — rosenumsäumte, liebliche, zerflatternde Wolken, Wünsche, die ihre Unerfüllbarkeit in sich selber tragen — wie Norma's Gebet zum Monde: er möge immer ohne Schleier schimmern. Es galt, sich in Entsagung zu fassen und den Rest des Daseins nicht in schwächlichen Klagen zu vergeuden, sondern den Andern zum Nutzen zu verwenden und in ihrem Glücke den eigenen Trost zu finden.

Aber so leicht und entschlossen wendet sich eine kräftige und muthige Natur nicht von der Welt und

ihrem Kampfe auf die Dauer ab. In Augenblicken des Unmuths, schmerzlicher Verluste, wo sich die Nichtigkeit des Irdischen in ihrer uns demüthigenden und erdrückenden Majestät offenbart, möchte Jeder in die Wüste flüchten, um des Wechsels erbarmungsloses Spiel nicht ferner zu betrachten; wem jedoch der Zug des Heldenhaften die Brust durchbebt, überwindet Trauer und Verzweiflung, was ihn zuerst abstieß und erschreckte, das namenlose, unaufhaltsame, ewig sich verzehrende und aus der Selbstvernichtung sich neu erzeugende Gewühl, dies Streben, dies Ringen, sei's immerhin um Schatten und Trödel, reizt seine Kraft, seinen Willen, er muß sich in dieser allgemeinen Bewegung bethätigen, wenn er auch nicht mehr ist, als ihr kleinstes Rad, dessen Nabe beim ersten Umschwung zerbricht.

Nicht Ruhe, Unruhe brachte der Frühling Julian, es zog ihn hinaus in die Weite, in's Leben. Die Wanderlust, die mit dem Wehen des Westwindes, mit den Knospen der Blätter über uns kömmt, der Neid, wie er Lothar gesagt, auf Diana's Ruhm und Erfolg, die Kunst, die er so lange nicht geübt — das trieb und drängte und peinigte ihn, machte sein Wesen unstäter, als es sonst war, und steigerte seine Heftigkeit. Daß der Keim dieser Wandlung in seinem Verhältniß zu Martha lag ... dies und Aehnliches fühlen wir wohl,

aber gestehen es uns nie, ja wir wünschen sogar, daß ein Freund diese schmerzliche Stelle in uns berühre: „ist es nicht das?“ nur damit wir rufen können: „Nein, nein!“

Täglich ward die Stimmung im Schloß unbehaglicher, von der Herrschaft ging sie allmählig auf die Dienerschaft über. Die Blüthen waren wieder da, das Rauschen der Platanen, die Kränze um die Pfeiler der Arkaden, nun standen auch auf der Terrasse wie zur Feier des herannahenden Pfingstfestes die Orangenbäume in alter Ordnung, mit den glänzenden Blättern — eins fehlte, die Freude, das frohe Genießen der Stunde — und je mehr sich Martha und Julian aus gegenseitiger Schonung bemühten, die Heiteren und Stillbeglückten zu spielen, desto empfindlicher verletzten sie unwissentlich einander.

Auf kurze Zeit war Lothar von Schönburg herübergekommen; er hielt es für Pflicht, seiner Verwandten thatsächlich durch seine Anwesenheit in ihrem Hause den Beweis zu geben, daß er die Gerüchte, die über sie von Mund zu Mund flogen, verachte oder doch ihnen trotze. Gern kam er nicht, ihm hatte die Tugend immer nur ein ernstes und strenges Gesicht gezeigt; die Erfüllung unserer Pflichten versüßt nicht, wie Viele behaupten, sie erschwert das Leben, meinte er, „aber,“

setzte er hinzu, „sie ist nothwendig.“ Und diesem „kategorischen Imperativ“, so war er erzogen worden, mußte ein Schönburg sich fügen. Den Drachenbesieger in Schiller's Ballade, der schweigend dem Wort des Meisters gehorchend sein Kreuz ablegt, hatte ihm der Vater als das Ideal eines Mannes bezeichnet, „ich werde ihn nie erreichen, allein ich eifere ihm nach,“ antwortete er darauf.

Neben einander schritten die Männer durch den Wald. Ein anderes Gespräch anzuknüpfen, als dies ängstliche über seelische Verstimmungen, das sie bis jetzt beschäftigt, mißglückte Lothar, sie verstummten; die Stille des hereindämmernden Abends schien dies plötzlich eingetretene Schweigen gleichsam zu gebieten.

In Golderz wurde am nächsten Morgen der Jahrmarkt eröffnet und sie begegneten auf der Fahrstraße manchem Wagen mit allerlei Waaren beladen, der Fuhrmann im blauen Kittel neben seinen Pferden gehend, dem und jenem armen jüdischen Handelsmann, der sein Päckchen mühsam selbst auf dem Rücken schleppte, auch wohl sein Geld zählte und den Gewinn berechnete, den er im Schloß und Dorf Andlau bei den Bauern und Dienstleuten gemacht — alle in Eile, die Meisten in guter Laune, mit fröhlichen Gesichtern und bunten Luftschlössern im Kopf.

Von ihnen nahm Lothar Gelegenheit zu erneuter Unterhaltung und sagte: „Wenn ich die Leute so ziehen sehe am Frühlingsabend, in die Dämmerung hinein, die Ferne so süß träumt und lockt, möcht' ich am liebsten selbst ein Ränzel über die Schultern nehmen und auch so hinauswandern in die weite, weite Welt. Hör' ich nun gar ein Posthorn klingen durch den tiefen grünen Wald, wie das Keiner besser zu beschreiben versteht als Eichendorff, verlieren die Erfindungen der Dichter, die einen Fürstensohn oder einen reichen Herrn eine Zeit lang als Handwerksburschen durch die Länder führen, alle Unwahrscheinlichkeit und gewinnen an mir einen treuesten Gläubigen. Reisen ist gegen viele Dinge ein gutes Mittel, Sie sollten es erproben, mein werther Freund."

„Reisen?" fragte Julian zurück, langsam, als wollte er das Wort gar nicht austönen lassen.

„Ja, wandern. Sie waren noch nicht in Frankreich, Sie sollten, auch Ihrer Kunst zu Liebe, Notre Dame in Paris, die Kathedrale von Rouen, belgische Städte und Rathhäuser sehen, Sie lieben und bewundern die Gothische Kunst, wie würden Sie dort, inmitten wenn nicht ihrer schönsten doch zahlreichsten Denkmale schwärmen."

„Reisen," wiederholte Julian noch einmal tief aufathmend „das war's; das lag in mir, dunkel, wie ein

Schatz im Brunnen. Sie lösen den Bann ... Reisen! Aber wie wird Martha meine Entfernung ertragen?"

„Wenn Ihre Abwesenheit kurz ist, ein halbes Jahr, auch ein Jahr, sollte sich ein verständiger Sinn nicht darin finden und um die Ruhe der ganzen Zukunft sich eine kurze Entbehrung in der Gegenwart auflegen? Der Künstler braucht das Alleinsein und die Freiheit, kann sich Martha der Nothwendigkeit Ihres Vorhabens verschließen? Und sie wird nicht allein sein, sie hat eine Freundin bei sich, gute Nachbarn um sich, denn die Eppstein's sind es, und wenn Martha ein wenig ihren wunderlichen und verjährten Adelsstolz beugen will, wird man sie dort auf Händen tragen. Ich selbst bleibe in Schönburg, ich habe Aenderungen vor — und gewährt auch ein langweiliger Vetter keine besondere Unterhaltung und Anregung, man nimmt es auf dem Lande nicht gar zu genau und dehnt aus Noth die Begriffe gescheut und geistreich freigebig weiter aus."

Es war sichtbar, der Funke, den Lothar unabsichtlich in Julians Seele hatte fallen lassen, entzündete sie mehr und mehr. Schneller ausschreitend besprachen sie schon die Einzelheiten der Reise, Lothar erzählte von Gent, von Brüssel, von Südfrankreich, das er im Anfang seiner zwanziger Jahre besucht — erst im Angesicht des Schlosses hielten sie inne, Julian bat noch

von seinem Vorhaben zu schweigen, er wollte den günstigsten Augenblick erlauschen, um Martha schonend die erste Andeutung zu machen.

In blassen Wolken schwamm der Abendstern, als sie die Terrassen hinanstiegen, von deren oberster dicht vor dem Schloß ihnen Martha und Bertha mit den Tüchern entgegenwinkten.

„Lang ausgeblieben, ihr Herren," sagte Martha in freudiger Bewegung, da Julian sanft und innig ihre Hand drückte und seine sonst verschattete Stirn heiter glänzte, „und wenn der Herr Pfarrer nicht zu uns Verlassenen heraufgekommen, hättet ihr es statt mit einem mit zwei widerspänstigen Käthchen zu thun gehabt."

Nun begrüßte auch der Pfarrer die Herren, man trat, Martha's wegen, die sich dem kühlen Zuge der Abendluft auszusetzen scheute, in das halbrunde Gemach, die Glasthüren waren geöffnet und gewährten den Blick hinab in den Garten, hinauf zu dem dunklen sich mit Schleiern umziehenden Nachthimmel.

Einem Beobachter der kleinen Gesellschaft, die sich nach jedes Behagen, auf dem Sopha, den Lehnstuhl oder Rohrsesseln, nah oder entfernter vom Tisch niederließ, würde die Freundlichkeit des Grafen gegen Bertha und deren ablehnende, spröde Kälte aufgefallen sein; Lothar aber in seiner Harmlosigkeit, in dem Bewußtsein,

ihr stets nur Liebes und Gutes erwiesen zu haben, ohne Ahnung dessen, was noch vor Kurzem dies Mädchenherz für ihn empfunden, dazu fröhlich gestimmt, weil eine Aussicht zur Lösung der unglücklichen Verhältnisse seiner Freunde sich so unverhofft dargeboten, bemerkte es nicht gleich, nahm es dann für Scherz und meinte: sie wolle nun doch wohl das böse Käthchen spielen, sie wisse schon daß er freilich kein Petrucchio wäre.

„Grund genug böse zu sein, hätte sie," antwortete Martha, „wenn anders die Sache statt des Unmuths nicht ein Lächeln verdiente."

„Was ist denn unsrer schönen Freundin geschehen?" fragte Julian.

„Mein Oheim hat geschrieben" ...

„Ich dachte es längst," rief der Graf. „Als ich das letzte mal bei ihm war, klagte er über Einsamkeit und Unbehaglichkeit, er sprach ein Wort, das ich nie von ihm gehört: er werde alt; deutlicher noch zeigte sich der Wechsel seiner Gesinnung an seinem Taschentuch, er hatte kein gelbseidenes mehr, sondern — rathen Sie."

„Ein rothes!"

„Ein gestreiftes!"

„Doch nicht gar ein baumwollenes?"

„Nein, ein weißseidenes. Denn weiß, erklärt er

mir die symbolische Bedeutung desselben, gezieme dem Alter: weißes Haar, weiße Halsbinde und so fort, die Weisheit stecke darin. Dabei lächelte er indeß so fein, wie in seinen besten Stunden" —

Martha kannte dies „Lächeln", hastig unterbrach sie Lothar: „Er hat geschrieben, krauses Zeug, und bittet Bertha, in sein Haus zurückzukehren."

„Und Sie wollen nicht?" forschte Julian.

Bertha umschlang statt jeder Antwort die Freundin.

Darauf hin sagte der Pfarrer: „Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht scheiden; das paßt auch hier."

„Wir bleiben zusammen," flüsterte Martha dem jungen, in ihren Armen bebenden Mädchen zu.

„Gewiß, wir richten insgesammt eine Bittschrift an den Herrn Rath; welche Grausamkeit, Sie jetzt von uns loszureißen, wo der Sommer und das beginnende Badeleben in unserer Nähe den Reiz der Landschaft erhöht und Bewegung in die Stille bringt, wo wir Ihnen den Aufenthalt in unsern Bergen zu einem angenehmen machen und Sie für Ihre Aufopferung, im Winter der Residenz entsagt zu haben, in etwas belohnen können," sprach Julian.

„Sie müssen den Rabenhorst besuchen, Herrn Julians Kirche; den Thurm darauf, der neulich durch den großen

Brand in der Stadt beschädigt wurde, haben wir bis dahin wieder hergestellt," setzte Lothar hinzu.

„Und vor Allem, Liebchen, Schloß Schönburg; ist Andlau durch seinen Garten, so ist das rothe Schloß mit Recht seiner Großartigkeit und Ausstattung wegen berühmt und sehenswerth;" dies sagte mit einem stummen Frageblick auf die beiden, die wieder dicht neben einander saßen, Martha; noch hatte sie ihren Wunsch, beide zu vermählen, nicht aufgegeben.

Und der Geistliche fuhr gleichsam erläuternd fort: „Das rothe Schloß trägt nicht umsonst den besonderen und anziehenden Namen, mein werthes Fräulein, es ist ein rechtes Kleinod der Provinz, ein Ort, wo sich viel Seltenes und Treffliches, auch manches Wunderliche zusammengefunden. Die Herren von Schönburg, ich sage dies mit allem Freimuth, mein Herr Graf, haben sich um den Wohlstand der Gegend hoch verdient gemacht und ihre Stiftungen werden auch für die Folgezeit ihren Namen in Ehren erhalten, aber es gab auch eigene Querköpfe unter ihnen, gewaltthätige Menschen, die sich nie in die Ordnung des Staates schicken lernten; daher eine Fülle von Sagen und Mährchen, grausig und rührend, wie sie das Volk sich gern erzählt, um die Zinnen von Schloß Schönburg schweben. Die," schloß er mit einem Anflug des Lächelns auf seinen

strengen Zügen, „theile ich Ihnen ein ander mal mit, Fräulein, wenn wir allein sind und kein lebendiger Schönburg uns statt der todten erschrecken kann.“

Lothar, dem es wohl war, daß die Unterhaltung aus ihrer gewöhnlichen Trübe und Schwüle heraus einen heiteren Aufschwung nahm, erwiederte gutmüthig: „Reden Sie doch, Herr Pfarrer; ich stelle mich, als sei ich ein Fremder und vernähme nie gehörte Wunderdinge. Wer weiß, ob Sie in unsern Geheimnissen nicht besser unterrichtet sind, als der letzte Erbe des rothen Schlosses.“

„Vetter, wenn Sie heut so gut gelaunt sind, erzählen Sie selbst das Neueste, jenen Traum, den Sie vor meiner Hochzeit hatten,“ brach Martha übereilt aus und wollte, als Julian und der Pfarrer ihr einen mißbilligenden Blick zuwarfen, ihre Unbedachtsamkeit entschuldigen: „Ich denke nämlich, Vetter, Sie glauben jetzt, wie wir Alle, daß es eben nur ein Traum ohne jede Bedeutung war und schauen auf ihn, wie auf ein vorübergewandeltes Schattenbild zurück, ohne Trauer und ohne Furcht.“

Trotz dieser Begütigung herrschte eine ängstliche Spannung in der Gesellschaft, da Lothar den Kopf grübelnd auf die Hand stützte und längere Zeit schweigend nachsann.

Für Alle unerwartet und gegen seine Gewohnheit schaute er jedoch ruhig auf und sagte festen und klaren Ton's, wie ihn Bertha noch nicht reden gehört, daß er ihr fast wie umgewandelt und ein Anderer erschien: „Sie irren nicht, liebe Martha, der Traum ist bedeutungslos geworden und nichts mehr als eine Geschichte für eine Abendstunde, wie die heutige. So wird's nicht allein mit unsern Träumen, sondern auch mit unsern Schicksalen sein; wie grau und eintönig in der Wirklichkeit sie waren, die Nachkommen werden sie als lieblich klingende Mährchen sich erzählen. Die Sage der Schönburg's will, und dies, Herr Pfarrer, ist die von uns anerkannte einzig richtige Gestaltung derselben, daß jedem erstgeborenen Sohn die Stunde und die Art seines Todes durch die zuletzt auf dem rothen Schlosse verstorbene Dame der Familie verkündigt werde. In einer Novembernacht, vor vielen Jahren, starb dort Philippine, meine Großmutter; ich besitze weder genaue Kunde noch ein Bild von ihr, mein Vater war ein Kind, als sie endete, und mein Großvater, mit dem sie in Streit lebte, ließ jedes Bildniß von ihr vernichten. Nun hatte mein Oheim, ich weiß nicht, woher noch auf welche Weise, ein Bild erworben, das er besonders liebte und in das Wandgetäfel seinem Lehnstuhl gegenüber einfügen ließ. Das Gemälde ist gefällig, in

sanften Farben: ein Mädchengesicht von außerordentlicher Weiche und rührender Anmuth, Herr Julian kennt es — Zug um Zug ähnelt es Fräulein Diana; mein Oheim wird es gekauft haben, weil es ihn an Diana's Mutter erinnerte, die alten Diener des Hauses aber versicherten: es stelle Niemand anders als die Dame Philippine dar, die in der Ruine von Schönburg einen geheimnißvollen Tod gefunden. Dies zum Verständniß meines Traums.

„Für mich hatte das Bild eine doppelte Bedeutung: es war bald Fräulein Diana, bald meine Großmutter. Dazu beschäftigte mich Tag und Nacht das Testament meines Oheims und hielt meinen Geist wie gefangen. Schlaflos war ich am zwölften November, um Mitternacht etwa, wieder aufgestanden und ging unruhig auf und ab, ergriff bald ein Buch, lehnte bald am Fenster, setzte mich wieder und schloß die Augen. Da war es mir" — er hielt inne, als könne er doch nicht so leicht, wie er gehofft, alle Einzelheiten seiner Erscheinung ohne Schauer offenbaren ...

„Nun? Was sahen Sie?" fragten die Andern erwartungsvoll.

Zu Martha hinüberschauend, verdüsterte sich Lothar's Gesicht, den Blick, den er auf sie richtete, nannte Bertha, die ihn allein belauschte, einen dunklen . . .

schon aber erzählte er weiter: „Es war mir, als sei ich draußen auf der Terrasse, in meinem Garten zu Schönburg, beim Morgengrauen. Die Bäume grünten, doch war die Luft kühl, mich fröstelte. Eine Frauengestalt wandelte vor mir am Rande entlang, da kehrte sie sich mir zu: es war, ja wie Sie wollen, meine Großmutter oder Fräulein Diana, deutlich sagte sie: „ich bin die Tochter der Andlau's.“ Und im selben Augenblick, wie sich die Bilder des Traums vermischen, befand ich mich wieder in meinem Zimmer — auf meinem Lager lag schwarz verhüllt — erschrecken Sie nicht, wie ich erschrak — eine Leiche, aus tiefer Herzwunde strömte das Blut über das dunkle Gewand. Eine Hand kam von der Decke herab oder aus der Wand hervor, denn meine Augen verschleierten sich mitten im Traum und die Angst verwirrte mich, und wollte die Verhüllung von dem Gesicht des Todten fortziehen — „Laß,“ schrie ich entsetzt, „laß!“ Ich wußte, daß ich in mein eigenes Antlitz blicken würde. Damit verdunkelte sich die Erscheinung, entschwand, der Schrei hatte mich erweckt.“

„Und diese grauenhafte Erscheinung,“ sagte im Schweigen der Andern Martha nicht ohne Vorwurf, „konnten Sie uns verschweigen? Sie stumm in Gedanken mit sich forttragen und allein mit ihr ringen?“

„Allein;“ erwiederte Lothar, „man wirft uns Schönburg's das Heimliche vor und ich schlage nicht aus der Art. Mein erstes Traumgebild war leicht erklärt, nur meine längst gehegte Vermuthung, daß Diana die verlorene Tochter meines Oheims sei, hatte sich darin verkörpert, andauernder quälte mich das andere: ich deutete es bei meinem Trübsinn auf Selbstmord.“

„Selbstmord!“ Julian, der Pfarrer, Bertha sprangen auf, nur Martha ließ mit dämonischem Funkeln ihre Augen starr auf ihm ruhen.

„Bleiben Sie doch in Ruhe,“ bat Lothar, „es ist vorüber. Damals aber fragte ich mich: wer kann dir den Dolch in die Brust stoßen, wenn nicht du selbst? In deinem eigenen Gemache dazu, mitten unter deinen Dienern und Freunden? Ein thörichtes Gerücht im Munde der Leute zeiht meinen Vater des Selbstmordes, in jener Stimmung half mir mein besseres Wissen nicht dagegen. Ein Zufall erweckt einen Trieb, einen Hang in uns und wir verfallen ihm, nicht aus Schuld, nur weil wir zu schwach zu seiner Besiegung sind. Ich rühme auch meine Stärke nicht, das Glück hat mich gerettet. In der schlimmsten Zeit meiner Krankheit erhielt ich durch Ungeschick und Mißverständniß eine leichte Wunde; in meinem Mantel lag ich so da, wie jene Gestalt im Traum, eine zarte, weiße Hand streckte

sich mir hülfreich entgegen und zog die Decke von meinem Gesicht... Sie sind mit dieser Auflösung nicht zufrieden, weil sie nicht tragisch ist, meine Geschichte endet wie jedes Mährchen."

„Da müßte die Hand noch eine Fee werden und Sie dieselbe heimführen, dann wäre es ein guter Schluß," meinte der Pfarrer.

Scherzend wollte Julian einwenden, daß man bei des Grafen „Heimlichkeit" gar nicht sicher sei, in kurzem diesen Schluß sich erfüllen zu sehen, als Martha aus tiefen Gedanken auffuhr: „Selbstmord! Eine Krankheit... warum schmäht man nur die Selbstmörder als Feige? Gehört kein Muth dazu, sich den Dolch in's Herz zu stoßen, zu dem Wort der Römerin: Paetus, es schmerzt nicht?"

„Muth gewiß, aber nicht der echte Heldenmuth, der Geduld und Standhaftigkeit in sich schließt," antwortete der Geistliche. „Der Tod der Märtyrer, all' derer, die für eine herrliche und edle Sache sterben, hat einen begeisternden Zug, in die Rührung, die wir über ihren Untergang empfinden, mischt sich eine mächtigere Erhebung, weil aus ihrer Vernichtung der Gedanke siegreich hervorgeht, der Selbstmörder aber gleicht einem Tragödienspieler, mit dem eitlen Anspruch, die Aufmerksamkeit der Menschen, die er nicht auf sein Leben

zu lenken vermochte, wenigstens durch seinen Tod zu fesseln. Andere Zeiten, andere Sitten! Wenn Brutus und Cassius sich in ihr Schwert stürzen, enden sie hoch tragisch, als die echten Schauspieler der Welt, es schaute in Wirklichkeit ganz Rom sie an. Aber wir, unter weit andern Verhältnissen, in einem umfassenderen Weltwirrwarr, möcht' ich es nennen, kleine, nicht beachtete Geschöpfe, warum greifen wir der Nothwendigkeit vor? Ich rede nicht von den Geboten des Glaubens, ich sage nur: da hienieden uns Alles täuscht, weshalb klammern wir uns an die Verzweiflung fest, an Vorstellungen unheilbarer Krankheit, beständiger Armuth, auf immer verlorener Ehre, eines elenden Alters? Wie so oft haben in ihren „letzten Briefen“ jene Unglücklichen ihre Leiden beschrieben und das Entstehen ihrer That geschildert, sie glaubten an keine Rettung, keine Erlösung, darum starben sie. Aber steht diese Verzweiflung um eines Haares Breite der Wahrheit näher, als unsre Glückshoffnungen? Trug sind beide und Schein, die einzige Wahrheit ist die Noth und der Jammer des Menschengeschlechts. Diesem allgemeinen, harten und häßlichen Loose sucht sich der Einzelne zu entziehen, in klassischer Nacheiferung durch freiwilligen Tod. Ueber die Masse nicht allein, auch über den Schrecken der Vernichtung und über die Sorge

des Lebens ist er mit einem Schlage erhoben, er handelt wie ein Aristokrat inmitten eines Pöbelhaufens. Und nun bemerken Sie noch, wie eifrig fast jeder Selbstmörder, statt stumm aus der Welt zu scheiden, die Beweggründe seiner Handlung den Nachkommen darzulegen trachtet und noch im Sterben zu sagen scheint: so verstoßt ihr den Genius."

„Nein, nein," wehrte Martha ab. „Auch heute noch kann der freiwillige Tod, den ein edler Mensch einem schimpflichen und entwertheten Dasein vorzieht, eine Märtyrerkrone verdienen. Nicht unsere, auch die Fesseln Anderer lösen wir oft auf diese Weise allein — milder und sanfter als die Nothwendigkeit."

„Und was sollte, was müßte nach Dir der thun, dem solch' Opfer gebracht würde? Nur dem Vorangegangenen könnte er folgen. Wer möchte leben mit dieser Erinnerung!" rief Julian erbebend.

Sie aber legte ihm ruhig die Hand erst auf die Schulter und strich ihm dann die Locken aus der Stirn: „Wie Du wild ausschau'st! Und so heftig über eine Frage, die wohl jedem einmal durch den Sinn fuhr, sonderbarer Mensch! Und forderst noch immer eine Antwort? „Geh," könnte ihm ja der Sterbende mit Göthe sagen, „ein neues Leben freudig anzufangen."

Und von der Schulter Bertha's nahm Lothar einen

Nachtfalter, den der Glanz des Lichtes von den Blumen des Gartens hereingelockt und hielt ihn behutsam zwischen den Fingern: „Schmetterling, Symbol der Unsterblichkeit! Schön beschließest du das dunkle Gespräch, das mein vorlauter Mund angeregt. Du flatterst so lustig und wo wirst du morgen sein? Ahmt ihm doch nach, Freunde, wo wir auch sein mögen, diese diesseits und jenseits vielleicht die andern von uns, ich denke, unsere Geister werden immer beisammen sein, und ob Lothar nicht mehr zu greifen und von irdischen Armen zu halten ist, ihr werdet doch ein- und ein anderesmal auf den Sessel blicken, auf dem er zu sitzen pflegte, und — da habt ihr ihn ja wieder mitten unter euch. Also wird es mit einem Jeden geschehen. Wir sterben als Raupe und leben als Schmetterlinge mit strahlenden Flügeln im Kreise unserer Geliebten fort. Den Falter aber wollen wir nicht leichtsinnig einen Selbstmord begehen lassen, ich trage ihn hinaus zu den Orangen."

In der Thür begegnete ihm Berthold, er mochte im Schatten der Bäume und Arkadenpfeiler die Gruppe belauscht haben, trotzig, mit leis gemurmeltem Gruß oder war es ein Fluch? ging er an dem Grafen vorüber, in das Zimmer hinein.

„Ich bringe die Briefe von der Post aus Golderz,

Herr Felsberg," sagte er und zwang seinen Ton nicht ohne Anstrengung zu der Sprache des Dieners.

„Was haben Sie nur, Berthold? Sie sehen verstört aus, doch kein Unglück geschehen?" drang Julian in ihn.

Zur Seite Bertha's hatte sich Lothar wieder gesetzt und tändelte mit ihr, während Berthold sein erhitztes, jetzt zornflammendes, jetzt erblassendes Gesicht mit einem Tuche trocknete und „Nichts, Herr Felsberg, ich bin scharf geritten" — zur Antwort gab.

„Wird der Markt besucht werden?" fragte der Pfarrer.

„Sehr;" dabei streifte sein Blick den Grafen und Bertha, die rasch in auffälliger Hast und mit dem unverkennbaren Ausdruck der Kälte ihren Sessel von dem Lothar's näher zu Martha rückte, als brauche oder wünsche sie deren Rath bei ihrer Perlenarbeit.

Noch spielte der Graf mit den Seidenfädchen, die er ihr genommen, unbewußt zerriß er sie eins um das andere und kreuzte die Arme.

„Sind schon Badegäste in Golderz, Herr Berthold?" wandte er sich zu diesem; wenn er wollte, hatte er doch die Stimme des Herrn, die durch ihren Klang schon Gehorsam fordert.

„Zwei oder drei — auch Fräulein Diana Felsberg."

„Ah!“

Die Frauen schauten von ihrer Arbeit, der Geistliche von den Zeitungen auf — Julians Herz klopfte in unbeschreiblicher Erregung, sein Auge blieb in die Briefe vertieft.

„Weiter,“ sagte Martha, „Sie sind heute so stumm.“

„Fräulein Diana Felsberg, erfuhr ich, hat das Haus, das sie im vergangenen Sommer bewohnte, gekauft und neu einrichten lassen, ganz in der Stille durch den Direktor der Eppstein'schen Fabrik, sie kam am Mittag an und fuhr gleich darauf nach Sibyllenruh.“

„Das ist wieder eine Heimlichkeit von Ihnen, Vetter Lothar,“ drohte Martha, noch zwischen Scherz und Ernst.

„Ich bekenne mich schuldig; ich wußte des Fräuleins Absicht, das Bad in Golderz wieder zu gebrauchen, nicht, daß sie so frühzeitig kommen würde.“

„Es ist gut, Berthold,“ verabschiedete Julian den jungen Mann und faltete seine Briefschaften zusammen.

Im Fortgehen wechselte Berthold, den Kopf zurückwendend, einen Blick mit Bertha —

Vor sich hin hauchte Martha, nur von Lothar verstanden: „Ich werde doch keine Ruhe finden, bis ich da unten liege“ ...

Ein Schmetterling flog da um die Lampe, von ihr zu den Wachskerzen auf dem Nebentisch, leis zischend verbrannte er in ihrem Licht ... war es derselbe, den Lothar auf den Orangenbaum gesetzt, war es ein andrer?

Martha hatte Julian ihren Arm gereicht: „Es ist spät, darf ich als Hausfrau zum Abendessen laden?“

Der Graf näherte sich Bertha, scheinbar gelassen wie sonst, doch erschrack sie vor ihm, er hatte den „dunklen“ Blick.

II.

Sieben Stunden früher, am Nachmittag dieses Tages, war Berthold Hart auf stattlichem Rappen mitten in das Gewühl auf den Marktplatz von Andlau geritten.

Dort lag die Schenke, in der er gewöhnlich abstieg; schräg an der Ecke des Platzes ihr gegenüber hielt ein leichter offner Wagen vor dem schmalen, zweistöckigen Hause, das zu seiner Verwunderung während der letzten Wochen Spiegelscheiben und statt seines schmutzigen Grau eine leichte rosa Farbe bekommen hatte.

Im vergangenen Sommer wohnte Diana darin — und jetzt, nein, es war keine Täuschung, stieg sie in den Wagen; zwar hüllte sie das Gesicht in einen Schleier, aber das war ihr schwebender Gang, an ihrem Strohhut steckten Veilchen ... Berthold hätte sich wieder auf's Pferd schwingen und ihr nacheilen mögen — da war sie schon vorüber. Um ihn hämmerten sie an den Buden, stellten ihre Ständer und Tische zurecht, ein breites,

blaues Tuch spannte der Nachbar des „Elephanten“, seines Zeichens ein Färber, vor der Wand seines Hauses an eisernen Krammen aus.

Berthold war ein so großer Liebling der Herrschaft, daß man ihm die Stunden nicht nachrechnete, die er auf solchen Fahrten, halb in Geschäften, halb zu seinem Vergnügen verbrachte. Einige Briefe hatte er abzugeben, andere zu empfangen, diese und jene Bestellung auszuführen — im Ganzen ein freier Mann, Herr seines Geldes und seiner Zeit, worin er den Begriff eines Edelmannes setzte. Eine Gelegenheit bot sich ihm dar, heute noch mit Diana zu sprechen, sei's in ihrem Hause, sei's auf dem Heimwege, wo er ihr zwischen Golderz und Sibyllenruh begegnen konnte. Stets, wenn sie nicht vor ihm stand, richtete er im Geist die kühnsten Betheuerungen und Liebesschwüre an sie, hatte auf ihre Erwiederungen eine „schlagende“ Antwort und sah sie am Ende dieser Phantasiegespräche in seinen Armen; diesmal wollte er das oft Versäumte nachholen und nicht ohne Entscheidung von ihr gehen. Dunkel hatte er von dem Gerücht gehört: Graf Lothar werbe um die Hand Diana's, und wenn ihm auch seine Eitelkeit vorspiegelte, daß er der Bessere und Schönere sei, am sichersten war es immer, als der erste auf dem Platz zu erscheinen.

Vor dem großen Spiegel in der Gaststube des

„Elephanten“ knüpfte er sein schwarzes Halstuch noch „genialischer“ und beschaute sich mit der wohlgefälligen Gewißheit, nie und nirgends auf Frauenaugen und Frauenherzen seinen Eindruck zu verfehlen. Er, Berthold Hart, der sich beinahe schon zu den Ritterbürtigen zählte, verachtete nach seinen „Erfahrungen“ im Grunde die Frauen, sie konnten nur der Spielball seiner Laune oder die Stufen zu seiner Erhebung sein. Ihre Eroberung schmeichelte seiner Eitelkeit, Liebe hatte er nur für eine empfunden und diese ihn grausam betrogen. Aehnlich war vor manchem Jahr das Loos seines Freundes Galor gefallen, beide schlossen von der Treulosigkeit der einen auf die aller Frauen. Ob Diana zu den „Ausnahmen“ gehörte? Berthold glaubte es fast; wenn sie nicht eine verschwiegene Liebe im Herzen trüge, warum hätte sie Herrn Franziscus von Waldheim, Herrn Arthur Eppstein „ausgeschlagen?“ Warum zögerte sie, die Hand eines Grafen von Schönburg anzunehmen? Seinem Spiegelbild lächelte Berthold fein und überlegen zu, wie einer, der ein schwieriges Räthsel gelöst und im Bewußtsein seines Scharfsinns den Andern noch die Mühe des Rathens läßt. Diana Felsberg, Berthold Hart — er sprach sich die beiden Namen so oft vor, bis er einen eigenen Wohlklang in ihrer Zusammenstellung fand. Nicht einen Augenblick beunruhigte ihn

das Gewagte, Unsinnige seiner Hoffnungen; reichere Mädchen haben schon schlechtere Männer geheirathet, diese „alltägliche“ Erfahrung zeugte unwiderleglich für sie. Eine Prinzeß hatte sich auf seinen Arm gestützt und hatte Diana selbst ihm nicht ihre Geheimnisse anvertraut? Bewahrte er nicht noch die Ringe ihrer Uhrkette, die sie ihm „zum Zeichen unverbrüchlicher Freundschaft“ geschenkt? Da, er trug sie bei sich, er konnte sie an die zerrissene Kette fügen — war das Alles nur Schein? Wie Diana den noch unbefangenen Jüngling durch ihre Theilnahme für sein Geschick, ihre Vornehmheit und zugleich Vertraulichkeit in ein Zaubernetz gesponnen, so blendete den zum Manne herangereiften ihr Reichthum, ihre Stellung, seine Habsucht und Selbstliebe. Auf ebenem Pfade gelangt man doch nicht in einem oder zwei kühnen Sprüngen zu hohem Ansehen, zum Besitz einer „Million,“ härter ist doch die Schale der Welt zu sprengen, als er und die lustigen Genossen Falstaff's es sich vorgestellt. Noch immer war er — Diener, im Solde Anderer; daß er, einmal aus Andlau geschieden und von seiner „jetzigen Herrschaft“ getrennt, nie wieder einen Gebieter wie Julian, eine Gebieterin wie Martha finden würde, die ihn einem jüngeren Freunde gleich behandelten, sagte ihm sein Verstand; Graf Lothar galt für einen guten und freundlichen Herrn,

der kleinen Fehlern schweigend nachsah und sich vom Zorn nicht hinreißen ließ, aber Berthold wäre bei alledem nicht einen Tag in seinem Dienst geblieben, er besaß, wie er stolz von sich geäußert „keine Knechtsnatur." Schade, daß auf Erden die Gleichheit noch nicht herrscht, schade, was viel schlimmer, daß hier unten nicht Raum genug für Alle ist, welche die „kleinen und großen Herren" spielen wollen, schade zumeist, daß Alle nach einem und demselben Ziele rennen, nach einer Million.

In der Lotterie hatte Berthold kein Glück, zum Sparen keine Anlage, für ihn gab es nur ein Mittel, „vorwärts zu kommen" — eine reiche Heirath. Manch' schönes, wohlhabendes Mädchen in den Dörfern und Städtchen des Gebirges wäre einer Verbindung mit dem jungen hübschen Manne nicht abgeneigt gewesen, auch von den Aeltern durfte er, die „zweite Hand" des Herrn von Andlau, kaum eine Zurückweisung besorgen; allein Berthold Hart, der Großstädter, der sein Halstuch wie „Lord Byron" knüpfte und aus der Hand einer Prinzessin einen „Strauß," obgleich es in Wahrheit nur ein Tannenreis war, empfangen, der Mann mit einer zukünftigen „Million" und ein Dorfmädchen — „dies," sagte er jetzt vor dem Spiegel, „wäre zu ridicule," er lernte seit dem Winter die französische Sprache.

Die Fenster der Gaststube gingen auf den Markt

hinaus, geschäftig eilten die Menschen auf und ab, sie zimmerten, sie legten ihre Waaren aus, am andern Ende des Platzes lud ein Bajazzo vor einer Bretterbude mit kreischender Stimme und Trommelgewirbel zu dem Beginn des Puppenspiels ein — Berthold schaute unverwandt zu dem rosa Häuschen hinüber. Aber sie kam nicht, die Sonne neigte sich schon. So in die Dämmerung hinein sann er noch eine Weile: er malte sich das Leben an Diana's Seite in London, in Paris, in Petersburg aus. Nun wurden auch seine Talente anerkannt, er war der beste Reiter, der gewandteste Tänzer, er hatte Duelle mit Grafen und Baronen, immer traf er in's Schwarze; was er erreichen würde, war noch unbestimmt, allein „das Zeug hatte er zu Allem." Der Abendstern tauchte mildglänzend aus den Wolken und seine Einbildung senkte allmählig die Flügel. Ein Gedanke beklemmte ihm das Herz, ein Bild rang sich aus dem Nebel der Dämmerung los, zu ihm hin — da rollte der Wagen die Straße hinauf, Berthold griff nach seinem Hut. In seiner Aufregung aber zerriß er den Handschuh und kam nun doch, ärgerlich über seine Ungeschicklichkeit, zu spät — Diana war schon ausgestiegen und oben in ihrer Wohnung.

Er mußte sich melden lassen.

Sein Muth war gesunken, als er der Zofe seinen Namen nannte .... „wenn sie dich gar nicht empfängt!"

„Sie sind willkommen," hieß es da.

Fünfzehn Stufen hatte die Treppe, die in das erste Stockwerk zu Diana's Gemächern führte; im alten Aberglauben zählte sie Berthold hinangehend mit „Glück und Unglück" ab — „Glück!" murmelte er freudestrahlend, nun stand er vor ihr.

Ihren Strohhut trug sie noch, den Schleier zurückgeschlagen, wie eine Melodie schwebte es auf ihren Lippen.

„Guten Abend, Herr Berthold! Gedenken Sie noch Ihrer Freundin? Es giebt also doch noch Treue unter den Männern! Sind Sie zufällig in Golderz? Wie lebt es sich drüben in Andlau? Oh, Ihr habt dort eine wunderschöne Nymphe auf Eurem einsamen Schloß, Fräulein Bertha Kalt! Beichten Sie nur!"

Durcheinander warf sie das hin, ohne seine Antwort zu erwarten, öffnete sie das Fenster, blickte rasch über das Gewühl und wandte sich wieder zu ihm zurück; bei ihrem ersten Wort hatte ihn sein Selbstvertrauen verlassen, ihrem Stolz, ihrer Kälte hätte er seine Kühnheit entgegengesetzt, diese Freundlichkeit entwaffnete und bezauberte ihn.

Sanft sagte sie: „Stehen Sie doch nicht verstummt, Herr Berthold! Es ist ja Ihre alte Freundin aus dem

Erkerhause, schlichtweg gestern wie heute Fräulein Diana. Vor meiner Abreise war ich noch einmal bei Ihren Pflegeältern, meinen guten Wirthen von damals. Einen herzlichen Gruß hat mir die Mutter an Sie aufgetragen und Sie sollten bei der edlen Zeichenkunst bleiben, ich aber —"

„Sie, gnädiges Fräulein?"

„Ich will höher mit Ihnen hinaus, Herr Berthold; das wissen Sie ja!"

„Fräulein Diana!" That sich der Himmel oder die Erde auf? Sein schönes Gesicht erhielt eine eigene Verklärung, von dem Schein der Dämmerung, durch sein plötzliches Erbleichen — so zittern wir, ehe wir einen Schatz ergreifen.

„Ah!" seufzte Diana unhörbar, „er sieht aus wie Julian." Nun blieb der schwermüthige Zug um ihren Mund, als sie fortfuhr: „Ich glaube nämlich, Herr Berthold, Sie haben das Landleben lieb gewonnen, verstehen auch die Bewirthschaftung eines Gutes und möchten zumeist, so weit es geht, Ihr eigener Herr sein. Hab' ich Recht?"

„Sie reden mir aus der Seele."

„Gut, die Prinzessin Anna, Ihre gnädige Beschützerin, will in dieser Provinz Schloß und Gut Wildenburg kaufen, unter den Bergen, in der weiten Stromebene,

ich habe mir die Gunst erbeten, ihren ersten Verwalter dort ernennen zu dürfen, wer kann es sein, als Sie?"

Aufschreien wollte Berthold, auf sie stürzen, sie zu seinen Füßen reißen, in seinen Armen hätte er sie ersticken mögen, aber er vermochte nichts, nur seine Zähne schlugen aneinander — diese Demüthigung!

Das Geschrei der Kinder über die Sprünge des Bajazzo hatte ihr Auge auf den Platz gelenkt, trotz ihrer sinnenden Stimmung mußte sie selbst darüber lachen.

„Sollte ich mich doch verrechnet haben?" fragte sie dann. „Schlagen Sie aus? Nein, nein, das hieße Ihr Glück eigensinnig von sich stoßen. Oder fesselt Sie eine tiefere Neigung an Audlau? Fräulein Bertha, die Waldsee?"

Dies klang so spöttisch und verletzend, daß er auffuhr: „Nein, Fräulein Diana, mein Herz ist frei. Aber verrechnet haben Sie sich doch, wenn nicht Alles eine Kriegslist war, mich zu prüfen. Ich werde mein Leben nicht als Verwalter in einem abgelegenen Erdenwinkel beschließen; ich weiß, was ich werth bin. Die große Welt ist meine Bühne. Und Sie, Fräulein Diana, Sie können nicht so niedrig von einem Manne denken, den" —

„Ah," unterbrach sie ihn ungeduldig, „ich dachte an Ihr Glück."

„Und dies ist das Glück, das Sie mir bereiten? An das Erkerhaus erinnern Sie mich, an jenen Abend — und dann diesen Antrag! Klingt es nicht wie Hohn?"

Eine dunkle Gluth zog über Diana's Stirn, vielleicht von den Fackeln her, die unten hier und dort angezündet wurden, um bei ihrem Schein die Aufrichtung der Buden vor Einbruch der Nacht zu vollenden. Streng, aber nicht im Ton des Zornes entgegnete sie ihm noch: „Herr Berthold, ich gelobte Ihnen Freundschaft, die hab' ich gehalten."

Ihre Milde entflammte ihn: „Freundschaft, das ist ein leerer Schall zwischen uns! Ich liebe Dich und Du, Du willst Dir den ersten Kuß nur rauben lassen."

In der Dunkelheit haschte er nach ihr, erreichte sie nicht — lautlos zog sie die Klingel und im Augenblick trat auch die Zofe mit dem Armleuchter ein. Ein Wink gebot ihr zu bleiben; unter ihren Papieren, in ihrem Schmuckkästchen suchte eine Weile Diana ...

„Herr Berthold Hart," sagte sie kalt und fremd, „diesen Brief Ihrer Hoheit der Prinzessin werden Sie Herrn Julian Felsberg geben — und dann, da Sie ein so trefflicher Goldarbeiter zu sein sich rühmen, da ist eine alte Kette, drei, vier Ringe fehlen, versuchen Sie Ihre Kunst daran."

Als Berthold in den „Elephanten" hinunterkam

und nach seinem Pferde rief, Schreiben und Kette in der Hand, drückte nicht sein Halstuch allein, sondern seine ganze Haltung den „Weltschmerz“ und den „Titanentrotz“ des berühmten Lords aus; als er sich dann auf den vorgeführten, sich bäumenden Rappen geschwungen, schleuderte er die Kette verächtlich unter die Hufe des Rosses und jagte im wildesten Galopp davon — erschreckt stoben auf dem Platz die Menschenmassen auseinander, oben an ihrem Fenster stand ruhig Diana, sie sah ihn schon nicht mehr.

So gedemüthigt, so verabschiedet ... es schien unmöglich und war doch keine Täuschung. Wie einer, der von steiler Höhe gestürzt, Kopf und Arm und Fuß berührt, um Gewißheit zu erlangen, ob sie nicht gebrochen, so faßte Berthold nach seiner Stirn, nach seinem Herzen, in der Tasche fühlte er den Brief gleichsam unter den andern heraus, durch dessen Uebergabe ihm Diana in schroffster Form seine Dienstbarkeit zurückgerufen — er hatte seinen Himmelssturz erlebt.

In stummer, unbeschreiblicher Wuth erhob er zum Schlage bereit, den Arm gegen sie, als müsse er sie noch erreichen können, und wieder sagte er sich: du allein hast alles verschuldet, deine Tölpelhaftigkeit, dein blödes Wesen; warum bist du gleich davon gegangen? Hast dich einschüchtern lassen, wie ein Bauernlümmel

von den Augen einer Dame! Du aber weißt doch, daß nicht viel dahinter steckt, weißt, auf welchen Bällen sie getanzt und daß keine Frau eine Liebeserklärung mit verschlossenen Ohren hört! Nun ist's aus, ganz aus; sie wird Gräfin Schönburg werden und Berthold Hart ein armer Schlucker bleiben, ein verkanntes Genie; freilich wenn du dich rächen könntest . . .

Wie er sein Pferd, so spornte ihn dieser Gedanke, die Aussicht, die vor ihm aufdämmerte, den Haß der beiden Schwestern zum Verderben Diana's zu benutzen; vielleicht war er doch nicht der „elende Knecht,“ der in einem fürstlichen Verwaltungsposten das höchste Ziel seiner Bestrebungen erblicken sollte.

An diesem Abende aber leuchtete ein Unstern über ihm, auf allen Wegen trat ihm Graf Lothar als Nebenbuhler, als sein „böser Dämon“ entgegen, da saß er wieder an Fräulein Bertha's Seite — „die Waldfee“ hatte sie Diana genannt — und Herr Berthold, was dachte Herr Berthold von dem Fräulein? Wirklich hatte er von den Arkaden her die Gesellschaft beobachtet, die hohen, fast bis zum Erdboden reichenden Fenster, die halb offenen Glasthüren luden den im Schatten Verborgenen zu verführerisch zum Lauschen ein, Bertha's Gestalt lag vor den andern im Bereich seiner Blicke. Kein Zug entging ihm, am wenigsten, als Lothar sich erhob und ihre Schulter

berührte. Seine mühsam gebändigte Aufregung sprang bei diesem Anblick wieder empor, die Augen traten ihm aus dem Kopf — Herr Berthold liebte das Fräulein nicht mit schwärmerischer Heftigkeit, aber er wollte auch nicht, daß ein Andrer sie liebe, in den Augenblicken vor allen nicht, wo er eine so schmähliche Abweisung von einem Mädchen erlitten, er brauchte Bertha's Neigung zu seiner „Rehabilitation" vor sich selbst.

Jeder ist Männern begegnet, die zwischen dem liedergefeierten Mädchenverführer Don Juan und den alten oder jungen, reichen oder nur durch geschickten Gebrauch des Wechsels sich auf der Woge erhaltenden Gecken eine mittlere Stellung einnehmen, weder die Genußfähigkeit und Lebensverachtung des Einen noch die Albernheit der Andern besitzen, Gesellschaftstalenten, denen die Frauen entgegenfliegen, die phantasievollen zuerst, weil sie „eine unermeßliche Tiefe des Schmerzes" in den Locken dieser Glücklichen, in ihren bald „ritterlich verwegenen," bald „orientalisch ruhigen" Zügen und noch mehr in dem „Beduinenburnus," den sie in malerische „Falten" um sich werfen, ein „unendliches Liebesgefühl" vermuthen. Denn während der verständige Sinn die Welt um uns als ein Gebild des Scheins und eine ewige Täuschung betrachtet, glaubt die Phantasie und die immer unbefriedigte Sehnsucht der Frauen

noch in dem Schatten dieses Scheins die Wahrheit und das Wesen zu entdecken; schön nannte darum, im dunklen Gefühl des Richtigen und Wahren, ein geistvolles Mädchen einmal ihren Geliebten „einen weißen Geisterkönig“ — ja wohl, liebes, gutes, träumerisches Kind, ein Reich der Schatten ist die Liebe, bete zu Gott, daß dir nie die kalte Sonne des Tages hineinscheint.

Solch' ein Mann war Berthold. Ihn beschäftigte neben den Plänen seiner Ehrsucht beständig diese oder jene, eine „große“ oder eine „geringe Liebschaft.“ Alle Mädchen wollten ihm wohl, die Sprödesten errötheten freudig, wenn er sie zum Tanz aufforderte. Das Rauhe und Eckige, das ihm von seiner niedern Stellung her anhaftete, hatte allmählig der Umgang mit Julian und Martha abgeschliffen, er selbst modelte und bildete viel an sich, nicht aus der Erkenntniß des Edlen und Schönen in der Bildung, nur aus Eitelkeit, es auf jedem Felde den vornehmen Herren gleich zu thun. Durch Frauenhuld verwöhnt, in glücklichster Selbstüberhebung hatte er sich da mit Bertha zusammengefunden — in einem stillen Hause, fern von dem Treiben der Hauptstadt, in gleicher Sorge um eine gefährlich Kranke. „Langweilig ist's genug“, sagte er verstohlen zu Galor, „andere Dinge, viel Vergnügen, viel Mädchen, viel Lust hatte ich mir von diesem Winter versprochen.“ Er mußte sich eben

fügen, von selbst verbot sich dem ersten Diener der Andlau's in dieser schlimmen Zeit ein „herrliches Leben in Schlaraffenland."

Aus langer Weile lernte er französisch, aus langer Weile redete er mit Bertha. So oft es das Wetter gestattete und der Schlaf Martha's, besuchte sie den Garten des Palastes. Dort, unter dürren, entlaubten Bäumen, im Winterschauer knüpfte sich ihre Bekanntschaft, ihre Freundschaft an.

Weder Arthur noch Lothar waren „das Ideal" gewesen, in beiden hatte sich Bertha getäuscht. Sie begriff nicht, daß Lothar, als sei nichts geschehen, auch nach „der zerbrochenen Nadel" harmlos mit ihr verkehrte, seine feste unveränderliche Freundschaft schalt sie eine grausame Verhöhnung ihrer Liebe, denn „das mußte er ja wissen," daß sie ihn heimlich geliebt. Berthold dagegen nahte ihr mit der Miene eines „kleinen Don Juan," sie erschrak vor ihm und fühlte sich dennoch angezogen. Abenteuer wußte er zu erzählen, die sie aus dem Munde eines Andern nicht angehört hätte, denen seine Darstellung aber bei aller Rohheit und Wildheit einen romantischen Stempel aufdrückte. Sie tadelte und strafte mit Wort und Blick seine „Verirrungen," heimlich bewunderte sie seine Kühnheit. Julian war seines Lobes voll und wenn sie später, als Martha

genesen, im Gespräch eine Bemerkung über Berthold äußerte, rühmte auch diese sein untadliges Benehmen, seinen Ehrgeiz, seine männliche Schönheit. Der Einzige, der die Lippen vornehm ablehnend kräuselte, Graf Schönburg, beneidete ihn um seine Erfolge bei den Frauen, weil er stattlicher zu Pferde saß, auf dem der Graf „eine jämmerliche Rolle“ nach Bertholds Ansicht spielte, weil er grad und hoch einherschritt, während der Graf den Kopf vorn überneigte. Nicht viele Tage vergingen, daß Bertha diese „unbestreitbaren“ Vorzüge Bertholds vor Lothar entdeckte, den wichtigsten noch gar nicht zu erwähnen; er huldigte ihr. Ihr Herz, das bisher nur in leisen Klängen hingezittert, fing lauter und mächtiger zu schlagen an, eine starke, kräftige Hand spielte darauf. In das innerste Heiligthum ihres Gemüths warfen die leidenschaftlichen Geschichten Berthold's Funken nach Funken, seine Liebesschwüre hatten etwas von dem Brausen eines Sturmwindes, der sie betäubte ...

Im Schlosse zu Andlau kam ihr Liebesfrühling. „Freudvoll und Leidvoll“, des Lebens Ernst gaukelte ihnen als holdes Mährchen vorüber. Bertha konnte, Berthold mochte nicht an die Zukunft denken. Ihn reizte der Widerstand des Mädchens, die über all seine bisherigen „Eroberungen“ hervorragte, und der Kampf in ihrer Seele, nicht von ihr zu lassen; zuweilen zog er

auch eine „Heirath“ mit in den Kreis seiner Betrachtungen — noch aber winkte ihm der goldene Preis: Diana; es war doch mehr als zweifelhaft, ob der Justizrath in die Heirath seiner Nichte mit ihm einwilligen, ob er überhaupt ihrer „Armuth“ durch ein tüchtig Stück Geld standesmäßig aufhelfen würde. Die Ehe trat in den Hintergrund, das „Abenteuer“ war und blieb die „Hauptsache.“

„Ja wohl ein Donnerschlag aus blauem Himmel“, hatte sich Berthold einige Mal auf seinem Heimritt von Golderz gesagt — so war Diana's Spott in seine Pläne, sie alle zerschmetternd gefahren. Eine andere Beleuchtung fiel damit auf Bertha.

„Es gilt den Versuch,“ murmelte er, im Nachtdunkel unter den Orangenbäumen auf der Terrasse auf und niedergehend. „Vielleicht ist der Oheim zu erweichen, vielleicht stirbt er bald. Ein alter Mann; wenn Bertha nur zu schmeicheln versteht — schmeicheln, immer fällt mir bei dem Gedanken die Katze Clotilde ein!“

Einmal schritt er die Arkaden noch entlang, in den Fenstern des Schlosses erlosch Licht um Licht. Nur in den Gängen leuchteten noch die Lampen, aus Martha's Schlafzimmer im obern Gestock glänzte durch die blauseidenen Vorhänge ein blasser, verdämmernder Lichtstrahl.

Bis an das Ende des Schlosses war er gegangen,

dort wenige Fuß über den Boden sprang ein hohes Rundbogenfenster vor, mit dem Blüthenzweig, den er in der Hand hielt, schlug er an die Scheiben.

„Fräulein Bertha!“

Die Gardinen flogen auseinander, als habe sie das Zeichen erwartend lauschend schon dahinter geharrt, das Fenster klang —

Ueber die Platanen von Andlau hin wandelte auf stiller Bahn der Mond, die Wolken des Himmels und des Mädchens Antlitz in seinem Lichte badend —

Eine Rose silberumflossen... „Berthold!“ flüsterte sie.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen, daß Sie meinen Schmerz verstanden.“

„Sie sind unglücklich, Berthold! Was ist Ihnen widerfahren? Sahen Sie Fräulein Felsberg? Hatten Sie Streit mit ihr?“

„Was denken Sie nur von dem halbadeligen Fräulein! Streit mit mir, nicht doch! Ach, viel Theureres fürcht' ich zu verlieren, Sie!“

„Mich! Aber ich liebe Sie Berthold!“

„Und der Graf liebt Sie — und still sein müssen, wenn seine Hand die Ihrige ergreift, wenn Sie ihm zulächeln, das ist mein Elend!“

Sie schüttelte den Kopf. „Eifersüchtiger! Niemand wird Sie aus meinem Herzen reißen, Niemand!“

„So sagen Alle und sind nachher doch falsch und treulos.“

„Nicht ich.“

Die Arme gekreuzt, Trotz im Gesicht, der seinen männlichen Zügen einen finstern aber nicht ungefälligen Schatten verlieh, schaute er zu ihr empor; vor ihnen der Garten im Mondschein, aus seinen Gebüschen hier und dort Statuen schimmernd, still auf ihren steinernen Sockeln, wie Wächter des lieblichen Geheimnisses, die breiten Treppen mit ihrem durchbrochenen Marmorgeländer, die lange Pfeilerreihe, ein sanftes Säuseln in allen Wipfeln — Bertha war berauscht, es war poetisch, melodisch, die Balconscene aus „Romeo und Julia“ oder doch ein ihr ähnlicher Vorgang.

„Und ich bete Sie an,“ sprach er „Sie haben mich meinen Freunden, meinen wilden Vergnügungen entfremdet, mir meine Welt zerstört und lassen mich nun einsam, einen Schiffbrüchigen auf fremdem Gestade. Auch Sie sind eine verlockende, betrügende Fee! Woher sonst Ihre Kälte? Ihre Zurückhaltung? Wenn Sie mich liebten — ach!“

„Was verlangen Sie nur, Berthold? Sagt Ihnen mein Auge nicht stündlich, daß ich Ihnen gehöre?“

„Mir gehören!“ in seinem Rufe klang jenes „Unaussprechliche,“ das trotz der ihm innewohnenden Häß-

lichkeit den Frauen wohlgefällt, seine Blicke loderten, die Schönheit des Mädchens entzündete seine Leidenschaft, er legte die Hand auf das Gesims, um mit keckem Sprung sich in ihr Gemach zu schwingen, während sie rathlos, unter dem Eindruck der Nacht, zitternd und im Innern doch jauchzend, nach der Schnur des Vorhangs faßte, als könne sie das bewahren.

Auf den Stufen der Treppe, die unweit von Bertha's Fenster lag, wurde ein langsamer Schritt vernehmbar — Lothar stieg, den Kopf auf die Brust gesenkt, aus dem Garten hinan.

Berthold stutzte, ihr entrollte die Schnur, vom Fenster fortstürzend löschte sie auch die Lampe aus, um nicht entdeckt zu werden.

Bei dem Geräusch des niederfallenden Vorhangs sah Lothar auf —

„Herr Berthold! Gut, daß ich Sie treffe; man hat das Hauptportal aus Versehen verschlossen und ich mag durch mein Läuten nicht das Schloß unruhig machen. Sie haben die Schlüssel zum linken Flügel, öffnen Sie mir.“

„Zu Befehl,“ stammelte Berthold.

Es kam ihm die Lust an, den Grafen zu ergreifen und sein Haupt an den Steinen der Treppe zu zerschellen. Der aber ging gelassen weiter, stand still,

erfreute sich an den Formen, die Schatten und Mondlicht vereint auf dem Boden zeichneten, dessen, der ihm folgte, achtete er nicht.

Oben im Zimmer der Baronin war es noch hell. Julian hatte sie hinaufbegleitet; „willst Du mir noch eine kurze Unterredung schenken?“ bat er sie.

Zusammen saßen sie, Martha, die Hände im Schooß, auf einer kleinen Bank zu seinen Füßen.

Rede! schien ihr Mund zu sagen, ihr Auge aber, von der feuchten Wimper matt verschleiert: laß doch alle Worte und küsse nur.

„Ein neues Leben freudig anzufangen! Vielerlei Gedanken hast Du mir damit erweckt, liebste Martha, die mich sobald nicht aus ihrem Kreise lassen,“ begann er.

„Träumer! Eines Dichters Spruch, der mir einfiel, weil er auf Deine Frage die schönste Antwort war.“

„Dir nur entschlüpfte! Und er sollte nicht aus Deiner Seele Tiefe stammen? Sollte Dir nicht in der Verwirrung unserer Gefühle, in der Trübung unserer Ehe als tröstlichste Lösung erschienen sein?“

„Woran mahnst Du mich?“ sagte sie vor sich hinblickend, als würde auf dem Teppich von unsichtbarer Hand ihr Schicksal niedergeschrieben.

„Du liebst mich, Martha, und ich Dich, dennoch hat uns beiden ein tückischer Zufall den Frieden geraubt und uns mit ängstlicher Sorge erfüllt, einer fürchtet des andern Verlust."

„Julian, wenn Du mir glauben wolltest" —

„Ich glaube Dir ja, ich halte Dich ja in meinen Armen," und er küßte sanft ihre Stirn.

„Und willst mich doch verlassen," entgegnete sie sich schluchzend in seine Arme werfend, „ich ahnte es längst, sprich es nur aus und tödte mich!"

Ihn wehte es kalt aus ihrer Leidenschaft an. Was vermochte er über die unheimlichen Vorstellungen, die ihm kamen: so hat sie an Bellori's, an Franziscus' Herzen geruht ... „Dich verlassen! Bis dahin treibt die Unruhe Deine Einbildung! Setz' Dich, Liebste, setz' Dich; nur nenne mich nicht hart und lieblos, wenn ich vernünftig überlegte, was uns frommt."

Ihre Arme sanken von seinem Leibe, sie hatte ihre frühere Stellung wieder eingenommen: stumm sitzen so die Sibyllen Michel Angelo's in die Betrachtung der letzten Dinge verloren.

„Du erschrickst nicht" —

„Nein!" winkte sie.

„Eine längere Trennung, dachte ich, wird alle Schatten verwischen, welche die Ereignisse zwischen uns

geworfen, das Schroffe ausgleichen, die Erinnerungen austönen lassen. Ich will nach Belgien, nach Frankreich, am Rhein könnten wir uns wiedersehen und an seinen sonnig hellen Ufern auf's Neue das Fest unserer Liebe, der so schwer geprüften und dann hoffentlich von keiner Wolke mehr getrübten, feiern."

„Und Du sinnest nichts anders? Kehrest zu mir zurück?"

„Ueber diesen Argwohn! Du warest doch sonst offen, frei und muthig und quältest weder dich noch mich mit Hirngespinnsten. Bin ich nicht mehr derselbe wie früher?"

„Nein," rief sie heftig, „nein! Scheu belauschest Du die Mienen der Andern, ob Du nicht einen Vorwurf gegen Dein Weib darin entdeckst; scheu schauest Du mir nach, als schleppte ich Schuld und Verbrechen hinter mir her! Du vergiebst es mir nicht, daß ich Dich in meine schuldvolle Vergangenheit hineinzog, Du vergiebst es mir nicht. Furchtbar seid ihr Männer in eurer grausamen Ausschließlichkeit! Nicht zufrieden mit der Liebe eines Weibes, rechnet ihr das Vergangene, Irrungen, die sie in Thränen gebüßt, ihr Unglück selbst ihr zur beständigen Sünde an. Keine Buße rührt, keine Zärtlichkeit erweicht euch, immer bleibt sie euch Magdalene, die große Sünderin! Und Du, Stolzer, Hartherziger erst, Du erröthest, mich Dein zu nennen, daß Dein

Name mit dem meinen durch Sumpf und Staub geschleppt wird; Du wirst nie wieder die Martha in mir sehen, die ich Dir war, Göttin und Geliebte zugleich, Dich beseligend, beglückend — nie wieder! Gehe nur, ich kann Dir nichts mehr sein, niemals mehr!"

Thränen erstickten ihre Stimme; zu dem Marmorbilde, das der Hebe des Canova nachgebildet zu Häupten ihres Bettes in der Nische stand, war sie geflüchtet; halb vor ihm niedergesunken, umfaßte sie es, lang rollten die dunkeln Locken über ihr Gesicht, ihren Arm und den zierlichen Fuß der Hebe ...

„Martha, liebe Martha," bat er, „es wird Alles wieder gut werden, Freude und Sonnenschein. Wir leiden an zu großer, zu inniger Liebe, laß unser schönstes Gefühl nicht unser Verderben sein. Ich Dich verachten, über Dich erröthen! Wie verdunkelt ist Deine Seele, die heller mir strahlte, als der Morgenstern! Versinke doch nicht in eine Nacht, die Du selbst wahnbethört um Dich schaffest; diese Tage des Jammers, der Erschütterung gehen vorüber, an einem glücklicheren Orte, unter besseren Gestirnen reichen wir uns zum zweitenmal die Hand, dann lächeln auch die Todten versöhnt über uns, Schatten, die unsre Liebe verklärt, und Du wirst wieder die Martha Deiner Jugend sein."

„Niemals, niemals wieder! O, es war wohl lieb

und süß und eigentlich sollte der nicht klagen, der solchen Frühling genossen, wie Du und ich, so gar Wenigen wird er beschieden. Aber dies Ende — mich schauert." Mühsam raffte sie sich auf. „Du willst es, Julian: zieh' hin; nicht ich, Du wirst vergessen lernen. Mir über's Haupt ist der Stab gebrochen."

„Kind, liebes Kind! Irrt Dich das eitle Gerede der Thoren auf Deinem Wege? Immer kann die Staubwolke, die sie in höhnischer Bosheit vor Dir aufregen, Deinen Blick doch nicht trüben, Sonne und Wind zertheilen sie."

„Du fühlst als Mann, der seine Ehre rächt, ich als Weib, das die Beschimpfung dulden muß."

„Schätzest Du mich für nichts? Nicht genügend, Dich zu vertheidigen?" fragte er erregt.

Schweigend hing sie an seinem Halse, auszusprechen wagte sie ihren Gedanken nicht: aus Pflicht handelst Du, nicht mehr aus Neigung — und eben dies war die tiefste Kränkung ihres stolzen Herzens.

Liebkosend nahm er ihre Hand, er wollte ihr die Armspange abstreifen und betrachtete die kunstvoll gearbeitete Gemme, die das Schloß bedeckte.

„Ein lieblicher Kopf," sagte er, froh einen neuen Gegenstand des Gesprächs zu haben, „eine römische Kaiserin?"

„Ich weiß es nicht.“

„Trägst Du die Spange schon länger? Ich sah sie noch nicht an Dir.“

„Doch, sehr lange, Georg schenkte sie mir in Rom,“ sprach sie achtlos ...

Erst als er ihre Hand langsam aus der seinen sinken ließ und sich abwandte, die Fassung wieder zu gewinnen, die er bei ihrer Aeußerung verloren, erkannte sie zu spät die Bedeutung ihres unvorsichtigen Wortes.

Er tröstete sie milde: die Zeit heile jeden Schmerz und in der Ferne wachse die Liebe, mit all den klugen Sprüchen, die der Verstand freigebig ausstreut, um dem Herzen die Flucht zu erleichtern; sie erwiederte: sie sei gefaßt.

„Gute Nacht, Martha!“

„Gute Nacht, Julian!“

Nun hätten sie hundert Jahre noch freundlich und ruhig mit einander fortleben können — geschieden waren sie doch.

III.

In dem Saal des Kurhauses zu Golderz gab die neu angeworbene Kapelle, die dem steigenden Rufe des Bades gemäß aus vorzüglicheren Mitgliedern bestand, als sie im vergangenen Jahre Meister Hans unter seinem Taktirstab vereinigt, ihr erstes Concert. Da es einem wohlthätigen Zweck, zur Unterstützung der Armen in den nächsten Gebirgsdörfern und zur Wiederherstellung des beschädigten Kirchthurms von St. Johannes in der Nachbarstadt galt, hatten sich einige „Dilettanten", der „Sängerbund" von Golderz und gleich zuerst mit freundlichem Entgegenkommen Diana Felsberg zur Mitwirkung bereit erklärt.

„Drei klassische Musikstücke von Bach, Beethoven und Schumann wird Fräulein Felsberg vortragen" — diese Nachricht des „Wochenblattes" versammelte selbst aus weiterer Ferne den Adel der Gegend, die „Honoratioren" der Landstädte und Musikfreunde von der Grenze des Nachbarlandes, aus der zehn Meilen

entfernten Hauptstadt der Provinz, in dem großen, freilich schmucklosen Kursaal.

Was von Blumen, Kränzen und andern rasch herzustellenden Verzierungen dem Raume doch ein festliches Aussehen verlieh, hatte Lothar's Gärtner und die Erfindungsgabe Herrn Arthur Eppstein's „wie aus Nichts hervorgezaubert"; von Sibyllenruh war auch der kostbare Flügel herübergeschafft, auf dem Frau Clotilde in der Eintönigkeit des Landlebens ihre „herzzerschneidenden Studien" machte.

Seit jener Nacht in Andlau waren zwölf Tage verflossen und gemessener, als Julian es nach ihrer letzten Unterredung geglaubt, ertrug Martha die Vorbereitungen, die er zu seiner Reise traf. Wiederholt drang sie in ihn, diese Sorgen ihr zu überlassen, wiederholt forschte sie nach dem Zweck seiner Fahrt, besprach mit ihm den Weg, den er nehmen, in welchen Städten er rasten wolle. Für alles Künstlerische hatte sie stets die regste und reinste Theilnahme gezeigt, stundenlang durchblätterte sie mit ihm die Kupferwerke, welche die alten Kirchen und Schlösser Frankreichs darstellen, glücklich pries sie ihn, in der Kunst eine zweite liebende Gefährtin zu haben, die ihn fortan durch's Leben geleite, von der ströme ein Glanz auch auf sie zurück. Entsagend schien sie sich darin zu schicken, daß

sie dem Geliebten in Zukunft nur als Freundin zur Seite stehen würde und daß ihr „Niemals wieder!“ für ihre Jugend wie für ihre Liebe gesprochen sei.

In der Hast seiner neuen Pläne und Aussichten bekümmerte Julian das Seelenleiden Martha's nicht mehr, ihn stellte es zufrieden, daß äußerlich ihr Verhältniß sich klärte und nach seiner Meinung sich ruhiger gestaltete. Offener brach der selbstische Zug des Künstlers hervor, der sich aus allen Schranken sehnte und ungebunden einmal frei mit Geld und Zeit und Leben zu schalten schmachtete. Darum nahmen beide die Ankündigung von Diana's Concert wie eine gleichgültige Sache auf, Plätze wurden des Anstands wegen belegt, aber Niemand dachte daran, es zu besuchen; in ihren Schmerz war Martha, in seine Ideale Julian vertieft. Zufällig bemerkte der Pfarrer am Abend vor dem Concert beim Abschiede: morgen würden sie sich wohl alle im Saal von Golderz zusammenfinden, denn er habe aus Neugierde, ob wirklich in dieser glaubenslosen Zeit noch ein Mensch einen Choral von Sebastian Bach zur Rührung, Zerknirschung und Erbauung Vieler spielen könne, sich ein Billet gelöst. Martha entschuldigte sich, sie habe einer kranken Freundin gerade für diesen Tag einen Besuch zugesagt, Geschäfte hinderten Julian und nur Fräulein Bertha werde hinüberfahren.

Was ursprünglich nur Vorwand gewesen, mußte, da man doch nicht von dem würdigen Geistlichen auf einer Nothlüge erfunden zu werden wünschte, geschehen. Um die Mittagsstunde verließ Martha Andlau, oberhalb Sibyllenruh's, in einem Seitenthale, lag das Gut der Freundin; Lothar, der von Schönburg herübergeritten, hatte sie umsonst mit Bitten bestürmt, den Besuch aufzuschieben und nach Golderz in das Concert zu kommen.

Bis zur Villa der Eppstein's begleitete er ihren Wagen.

Den Berg hinan, an dessen jenseitiger Wurzel sich die Wege abzweigten, wollte sie zu Fuß gehen, des Grafen Pferd führte ihnen daweilen ihr Diener nach.

„Cousine Martha," sagte er, als sie aus der Gehörweite der Diener waren, „es ist keine Grille von mir, noch weniger, wie Sie vorhin andeuteten, der Wunsch, Fräulein Diana einen Triumph zu bereiten, ein Anderes treibt mich zu meiner Bitte."

„Nennen Sie es doch! Nun senken Sie das Haupt und schweigen. Aber ich errathe Ihr Geheimniß. Diana, hoffen Sie, wird so schön, so ergreifend spielen, daß ich in meiner jetzigen schwermüthigen Stimmung bei ihren Klängen in Thränen zerfließe, auf dem Punkt erwarten Sie mich, um Versöhnung zwischen uns zu stiften."

„Wollen Sie unversöhnlich bleiben?“

„Bis sie sich demüthigt, ja.“

Von unten herauf sah er sie mit scheuem Blicke an und schlug das Auge nieder: „Von alledem bewegt mich nichts, Cousine; halten Sie mich für einen Kranken, dem Sie eine unaussprechliche Freude gewährten, wenn Sie mit ihm kämen. Das Opfer, das Ihr Stolz bringen müßte, wiegt es schwerer als der Wunsch des Freundes?“

„Vetter Lothar,“ sagte sie mit einiger Heftigkeit, „Sie drängen mich sehr, aber es geht nicht. All' Ihre Voraussetzungen sind in die Luft gebaut, aufgeregt sind Sie, nicht krank. Bewußt oder unbewußt liegt Ihrer Bitte die Aussicht einer Versöhnung zu Grunde; bewahre mich mein Schutzgeist“ — und sie reichte ihm gütig die Hand — „Ihr edelmüthiges Vorhaben zu mißdeuten, Ihnen darüber böse zu sein. Aber was können wir Menschen für unser Wesen? Sie lieben das Schroffe nicht und den Streit, Sie würden selbst zwischen den tödtlichsten Feinden noch vermitteln, ich bin aus härterem Stoff, ich habe eine große Liebe und einen tiefen Haß.“

Darüber hatten sie die Spitze der Höhe erreicht, langsamer klomm ihnen der Wagen nach. Unter ihnen schlummerte die Thalschlucht im Mittagssonnenschein,

ein leichter Wind milderte seine Strahlen, durch alle Tannenwipfel ging das Rauschen. Auf den Wiesen, den Feldern war kein Arbeiter, kein Wanderer zu erblicken, unweit von ihnen aus gebrochenem Stein rieselte tropfenweise fast ein dünner Wasserfaden die Bergwand nieder.

„Edle, liebe, dunkle Bäume!“ zeigte Martha auf die Tannen ringsumher. „Träumen kann man doch nur unter ihren Zweigen, die uns wie schwarze Florschleier umschließen, träumen und ruhen!“

Auf ihre Hand, die er noch in der seinigen hielt, neigte er leise seine Lippen; sie überraschte diese Huldigung: „Was haben Sie nur heute? Sie sind so sonderbar, Lothar!“

„Und Sie, Martha! Was dämmert in Ihrem Auge?“

„Gleichen wir nicht zwei Verliebten, die nach Jahren der Trennung und der Gleichgültigkeit sich endlich wieder zurufen: welch' Herz hab' ich verloren? Welch' Herz! Guter, werther Freund, vielleicht ist die Liebe doch nicht der höchste Schatz, sondern zärtliche Freundschaft, ich vergesse Ihnen diesen Augenblick nicht.“

„So lasse ich Sie nicht; ein indischer Königssohn entsagte der Welt, ihrem Genuß und ihrer Herrlichkeit, als er, aus seinem Palaste tretend, dem Elend, der

Krankheit und dem Tode begegnete: nicht das fordere ich von Ihnen, aber besänftigen Sie Ihre Liebe, Ihren Haß, bedenken Sie nichts Aeußerstes!"

Aus dem Fichtengebüsch, d'rin sich ihr schwarzes Spitzentuch verfangen, machte sie es los und hatte ihr Antlitz von ihm gekehrt: „Das Aeußerste? Wunderlich! Sie haben schwarze Träume gehabt. Und dann — dies Letzte, Sie meinen doch den Tod?"

„Ich meinte ihn!"

„Oh, Vetter Lothar," und voll, ruhig und still schaute sie ihn an, „davor erschrecken wir beide doch nicht!"

Da stampfte das Roß, da war der Wagen.

Er hob sie hinein. „Beinahe werde ich über all' Ihre Reden und Huldigungen eitel," scherzte sie, „und denke: Sie haben eine gute Frau an mir verloren, aber Sie werden eine bessere finden. Viel Vergnügen."

„Ihnen auch, Martha, und frohe Heimkehr!"

„Mir wünschen Sie nur eins, mir wie Ihnen und aller Welt: einen ewigen Frieden."

Am Zügel faßte er sein muthiges, graufarbenes Roß; ihr Wagen rollte den Abhang hinunter, ihr Tuch wehte ihm den Abschiedsgruß zu — dann entschwand es, schwächer wurde das Geräusch der Räder, der Pferde, nun verstummte es vollends —

„Aus!“ sagte Lothar und schwang sich in den Sattel, „ich werde sie doch niemals wiedersehen.“

Diana's Ankunft, der er sehnsüchtig entgegengeharrt, hatte ihn nicht in die fröhliche Stimmung versetzt, die ihm sonst ihre Gegenwart bereitet. Schon der Weise, in der sie ihn empfing, merkte er das Gezwungene an, nicht Alles sagte sie, was sie dachte. Ob er sich denn in Andlau so wohl gefalle? ob Fräulein Bertha's Schönheit sich in Wahrheit so außerordentlich entwickelt, als das Gerücht sie preise? Mit einer gewissen Schärfe betonte sie diese Fragen. Den Grafen verwirrten sie; er könne das Urtheil der Gesellschaft über Martha weder theilen noch billigen, sie sei seine Verwandte und da er für die Reinheit ihrer Absichten einstehe, vertheidige er sie gegen Jedermann: so erklärte er sein Benehmen, Bertha's erwähnte er nicht. Zwar heiterten sich Diana's verschlossene Mienen auf, mit einem kecken Sprunge kam sie von dem „Druck und der Macht der Verhältnisse“ auf die Blumen, sein Treibhaus, auf die Liebe Oswald's zu Mademoiselle Hortense und auf die Klavierstudien von Frau Clotilde Eppstein, aber das Frostige blieb auch in ihren Scherzen. Unmuthig kehrte Lothar von diesem ersten Besuche nach Andlau zurück, er beobachtete Bertha — „deine Stellung zu diesem jungen Mädchen ist zweideutig, ihr kann sie, dir hat sie

geschadet," er begab sich am nächsten Tage nach Schönburg und hatte dort in gewohnter Einsamkeit bis heut mit seinen Büchern und seinen Pflanzen allein verkehrt.

Wie er jetzt nach Golderz hinabritt, verdüsterte ihm noch ein Anderes den Sinn und er überhörte den Zuruf Herrn Arthur Eppstein's, der eben sein Cabriolet, „so geschickt wie nur je ein Wagenlenker bei den olympischen Spielen", den Hügel von Sibyllenruh hinunter zur Fahrstraße lenkte. Erst eine Rose, welche die muthwillige Clotilde dem Grafen zuwarf und die seine Wange streifte, ließ ihn aufschrecken und hinter sich schauen:

„Frau Clotilde Eppstein!" und er grüßte mit jener Höflichkeit, die Clotildens Selbstgefälligkeit stets „wahrhaft bezaubernd" gefunden. „Ich bin ein schlechter Ritter, ich habe die Rose nicht gefangen."

„Sie schauen zu hoch, Herr Graf, zu hoch!"

„Ach, die Sterne, die begehrt man nicht" —

Neckend drohte Clotilde ihm mit ihrem Strauß und Arthur sagte: „Sterne, Blumen und Töne! Diesen Abend werden wir sie alle drei zusammen in Fülle haben und es ist nur zu bedauern, daß kein lyrischer Dichter in Golderz lebt, der diesen Dreiklang würdig besingen könnte, natürlich um den Preis der Unsterblichkeit, billiger thun es die Lyriker nicht."

„Und Sie, Herr Arthur Eppstein, huldigen Sie den Musen nicht mehr?“

„Da,“ entgegnete dieser und streckte seinen Arm nach den hohen, von Rauchwolken umflogenen Schloten seiner Fabrik aus, die jetzt seitwärts von der Fahrstraße sichtbar wurden, „da liegen meine Musen begraben. Wechsel des Daseins, Graf Lothar! Aber die Sache ist die: Einige werden als Poeten geboren und sterben als Philister, Andere versuchen Apollo's Leier zu stimmen, sind Pfuscher und besitzen und bewahren sich doch die Empfindung des Schönen. Das ist mein Theil.“

„Und Sie haben das bessere erwählt, ganz in Ihrem großmüthigen Sinne; was wäre der Künstler ohne Kunstenthusiasten?“

„Und noch mehr, die Künstlerinnen,“ meinte Clotilde.

„Eine ausgenommen,“ sagte Herr Arthur Eppstein und nahm seinen Hut ab, „Achtung vor dem Genius, Diana Felsberg!“

Clotilde lachte, und mit einer unnachahmlichen Handbewegung, die zugleich Weltschmerz und Weltverachtung ausdrücken sollte, deutete er auf sie: „Und sie ist eine Freundin Diana's!“

Als sie durch das Thor von Golderz kamen, neigte sich Clotilde zu dem an ihrer Seite reitenden Grafen:

„Wir fahren zu Diana und Sie“ —

„Ich bleibe in einem Gasthofe, bis zur Stunde des Concerts.“

„Und wenn — es ist ein Einfall von mir, Herr Graf, — wenn Diana Sie erwartet?“

„Mich erwartet?“

„Wenn sie zürnt, daß Sie eine Woche lang sich nicht bei ihr gezeigt — aber ich schwatze Kindisches, Nichtiges! Im Kursaal also!“

„Grüßen Sie das Fräulein!“

Er wollte in eine Seitengasse einbiegen, da sagte Clotilde noch: „die Sterne, die begehrt man nicht; aber man streckt doch die Arme nach ihnen aus, Herr Graf!“

Auf einem Spaziergang, den er noch um die halbverfallene Stadtmauer den ehemaligen Wall entlang machte, und bei den ersten Musikstücken des Concerts hatte er reichlich Muße, dem geheimen Sinn in Clotildens Aeußerung nachzugrübeln. Einmal mußte er sich aufraffen und das Verhängniß herausfordern. Diana's Freundschaft zu ihm war wohl schon erschüttert, längeres Zögern stürzte sie ganz. Nur zu seinen Ungunsten konnte sie sein Schweigen auslegen. Nach all' seinen Bemühungen um sie, seinen Briefen, nach den Schritten die sie doch auch ihm entgegengethan, warum bat er nicht um ihr Jawort? „Ja, warum nicht?“ fragte er sich jetzt selbst in der Pause, die ihrem Auftreten vor-

anging, mitten in dem halblauten Gemurmel der Menge um ihn, deren Spannung mit jeder fliehenden Sekunde höher stieg; „ein leeres Schreckbild hemmt dich und du borgst von ihm eine Entschuldigung für deine Feigheit, du hast Vorzüge der Geburt, des Reichthums, sie ist dir zu Dank verpflichtet und war dir bisher hold und geneigt.“ Und bei alledem sprach die Ahnung dazwischen: sie verschmäht dich, deine Stimmung ist unglücklich, unheilvoll brach dieser Tag an — und dann wieder der Trotz: wage es, du wirst wenigstens dein Schicksal wissen und der Qual des Ungewissen ledig sein. Inzwischen war sie auf der Bühne erschienen, im richtigen Gefühl unterließ das Publikum jeden lärmvollen Empfang; diese schlanke Gestalt in schwarzer Seide, ein schwarzes Spitzenkleid darüber, beruhigte und beherrschte es zugleich. Sie saß schon am Klavier und prüfte die Tasten, ehe Lothar die Hand von den Augen nahm ...

Wo und wann sie spielte, sie hatte es immer in ihrer Gewalt, die Menschen zu rühren und hinzureißen, ein Strom des Jubels, des Entzückens und der Blumen umfluthete sie auch diesmal, man hatte ihr nach ihrem letztern Vortrag Lorberkränze zugeworfen und bat, als sie einen vom Boden hob: „aufsetzen!“ Ihr Auge flog durch den Saal, über die Menge, es leuchtete voll Freude über ihren Erfolg und sandte einen seiner hellsten

Strahlen Lothar zu, der in der vordersten Sitzreihe seinen Platz hatte, etwas höher hob sie den Kranz — ihr Arm zitterte, sie erblaßte, in die äußerste Tiefe des Raumes starrte sie ... und dann wandte sie sich nach dem Hintergrund des Orchesters, wo man zwischen Orangenbäumen und hohen Rosenstöcken die Büsten der berühmtesten Tondichter aufgestellt, einem von ihnen, Beethoven, setzte sie ihren Kranz auf das Haupt. Ein Gesang des „Sängerbundes von Golderz" mit Orchesterbegleitung sollte das Concert beendigen, bei den ersten Klängen des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" verließ Diana unbemerkt das Kurhaus.

Bis an die eine Ecke des Marktplatzes dehnte sich der Garten des Gebäudes aus, ihn durchschritt Diana, öffnete ein Seitenpförtchen und war in wenigen Schritten vor ihrer Wohnung.

Der Platz war still, dunkel und menschenleer, fast alle Bewohner des Städtchens hielten die Thür des Kurhauses umlagert und standen auf der Straße, einige Accorde des Concerts zu erlauschen, die Gäste und die Künstler beim Hinausgehen zu bewundern.

Diana hatte schon ihre Hausglocke gezogen, das Mädchen die Thür aufgeschlossen —

„So früh zurück, gnädiges Fräulein?" sagte sie erstaunt und schrie plötzlich auf.

Bei dem Schein der Lampe erkannte sie einen Mann, im schwarzen Mantel, der sich durch die noch halboffene Thür gedrängt.

Auf den oberen Stufen der Treppe war Diana, krampfhaft hielt sie sich am Geländer fest, den Kopf wandte sie kaum hinter sich: „Erschrick nicht, es ist mein Bruder.“

Bis in das Zimmer begleitete die Zofe beide, die Ampel war schon angezündet.

„Geh nur,“ gebot Diana, ihre Kapuze abwerfend, „es ist hell genug, geh' hinunter nach dem Kurhause, wenn Du willst, ich brauche Dich nicht.“

Das Alles gemessen, ernst — und dennoch war von dem heftigen, ungestümen Wallen ihres Busens das Veilchenbouquet, das sie vor die Brust gesteckt, herabgefallen, sie athmete kurz und schwer — die Hände verschränkt lehnte sie an dem Thürpfosten, am Eingang des Nebengemachs, die halb aufgezogenen, dunkelblauen mit gelblichen Streifen durchwirkten Vorhänge bildeten um sie ein Halbrund, in dem sie stand, wie ein Götterbild in seiner Nische.

„Du bist Siegerin, Diana,“ sagte Julian fast traurig, nachdem das Mädchen längst hinabgegangen, „wer Dich gehört, kann nicht Dein Feind sein, er legt seine Waffen und seinen Groll bezwungen zu Deinen Füßen.“

„Du hier, Julian? Mir ists wie ein Traum! Seit ich Dich drüben entdeckte, zerfließt mir die Wirklichkeit wie ein Schatten und was nie mehr sein wird, die Vergangenheit umfängt mich mit holder Gewißheit. Du bei der armen, verstoßenen Diana! Ich strecke meine Hand aus, sie berührt die Deine; komm, sage ich wieder zu Dir, Du hast Dich müde gearbeitet, da setz' Dich, da ist das Kissen, das ich Dir gestickt, schließ nur die Augen, ich wache für Dich, ich will Dich in den Schlaf singen. Bist Du es wirklich, Julian?"

In einem Armstuhl am Fenster, daß die ganze Breite des Zimmers zwischen ihnen war, hatte er sich niedergesetzt, sie rührte sich nicht: „Ich lüge Dir nichts, Diana, ich wollte nicht kommen. Was mich zuletzt dennoch hergezogen, nenn' es Sehnsucht nach Dir, Lust und Wehmuth, mich noch einmal in Deine Harmonieen zu tauchen und den süßen, weichlösenden Schmerz zu empfinden, den die Musik einem krankenden Herzen gewährt. Als einer nach dem andern von unserer Gesellschaft in Andlau den Weg nach Golderz einschlug, folgte ich dem Zuge, der Letzte von Allen. Das Concert war bei meiner Ankunft schon begonnen, ich blieb an der Thür. Nach Deinem Spiel schlich ich hinaus, mir standen die Thränen im Auge — ach! ich werde das nicht sobald wieder hören."

14*

„Und Du könntest es immer, wenn —“

„Wenn Martha nicht wäre, das willst Du doch sagen. Aber mein Geschick hängt an dem ihren, unlöslich, unweigerlich. In Jahren vielleicht, wenn Du Lothar's Gattin bist, denkt ihr beide ruhiger über eure Kämpfe, von eurem Wettritt her bis heute — heißblutige, heißspornige Geschöpfe! Und wie viel Leiden ihr uns auch zugefügt, lassen kann man nicht von euch!“

„Du bist nicht glücklich, Julian,“ entgegnete sie, trotz ihres leisen Tons klang es wie ein Triumphruf.

Im Augenblick überrascht, hatte er keine Antwort und fragte, um seine Verlegenheit zu verbergen: „Warum setztest Du den Kranz nicht auf? So wohl hattest Du ihn verdient und es kleidet Dich so schön.“

Sie erröthete und stammelte demüthig wie ein liebendes Mädchen: „Wie hätte ich vor Dir bekränzt dastehen können!“ Einen Schritt war sie ihm näher gegangen.

„Vor mir? Was bin ich Dir noch? Ein Jugendfreund — wer weiß, ob noch das! Hast Du doch das letzte Band, das uns vereinte, zerrissen: Du bist, Du wolltest ja nicht mehr meine Schwester sein.“

„Deine Schwester! Mag Gott Jeden vor den Qualen bewahren, die mir dieser Name bereitet!“

„Ich glaubte nicht, daß ich Dir so verhaßt wäre.“

„Du — verhaßt? Martha hat es Dir vorgesprochen, der redest Du nach.“

„Immer warst Du verstellt und gefielst Dir in Seltsamkeiten. Dahin haben sie Dich nun geführt: Liebe giebst Du vor und erhebst zugleich den Dolch, wem sollen wir trauen? Was zwang Dich, diesen unseligen Streit anzufangen? Warst Du nicht reich, hochberühmt? Ja, um Deinem Hasse zu genügen, hattest Du Martha nicht genug gekränkt und verletzt?“

„Strafe mich nur, ich bin dieser Frau gegenüber beständig schlecht, boshaft — ein Dämon, Dir aber könnte ich sagen: ich verlangte mein Recht, ach! ich sag' es nicht, unglücklich bin ich, unselig!“

Diese Klage, der weiche Klang ihrer Stimme rührte ihn, an sich zog er sie sanft: „Vergieb, wenn ich zu hart gewesen; wir ändern das Geschehene nicht und es bereuen, wäre doppelt kläglich. Dir hat es den Lorber eingebracht“ —

„Und Dir? Du zögerst“ —

„Mir?“ rief er schmerzlich, selbstvergessen, „mir eine Fessel!“

„Ah!“ Und im wilden Sprunge, den Kopf in den Nacken zurückwerfend, riß sie sich los. Wieder sah sie aus, wie in jener Nacht, im Hofe des Andlau'schen Palastes. „Zerbrich sie — zwei höchste Güter giebt

es nur auf Erden, die Freiheit und die Kunst. Du bist ein geborener Künstler, ein Held, so erwirb Dir die Freiheit. Stillsitzen auf Deinem Gute, verkümmern und im besten Falle, nach harter Arbeit und genußlosem Leben, einigen armseligen Menschen ein besseres Haus gebaut zu haben: geziemt das Dir? Welch' eine elende, verstaubte Alltäglichkeit! Führe auf Deine Thürme, Deine Kirchen, Deine Paläste zur Freude Aller und zum Gedächtniß Deines Namens, laß Andere das Feld bestellen. Millionen haben es vor Dir, werden es nach Dir thun, der echte Künstler ist immer nur er allein, ein besonderes Wesen. Fort die Fessel und wachse jung und mächtig in das Morgenroth eines schöneren Tages!"

Wie Sturmsausen und Siegsgeschrei umtobte ihn die glühende Begeisterung des Mädchens; es war ihm, als spränge ein leuchtendes Thor auf, vor dem er bisher rathlos und unfähig es zu erschließen gestanden, in unermessener Weite, unter ewig neuen, heiteren oder großartigen, bald strengeren, bald weicheren Formen breitete sich die Welt der Kunst aus — griechische Tempel neben gothischen Domen, unter Säulenhallen wandelnd treffliche Männer, liebliche Frauen, ein reges, lebendiges Wirken und Schaffen, die wahre, echte, verklärte Menschenarbeit. Dorthin gehörte er, jeder Pulsschlag seines Herzens strebte diesem Lande der Sehnsucht zu.

„Die Freiheit!“ jauchzte er nun auch. „Fliehen wir Diana! Aus des Daseins Jammer und Irrsal ist keine andere Befreiung, als die Kunst, laß uns fliehen!“

Auflohte sie: „Heut noch, Julian, in dieser Stunde!“

Als hätte sie Flügel stürmte sie durch das Gemach.

„Nun sind wir wieder Schwester und Bruder!“

„Mehr, Julian“ — und schluchzend, willenlos, von ihrer Leidenschaft überwältigt, umschlang sie ihn: „Ich liebe Dich ja, Du böser, falscher, treuloser Mann! Liebe Dich unaussprechlich, da hast Du mich! In Deiner Hand kannst Du mich zerdrücken, wie eine Blume, die Dir nicht mehr gefällt. Siehst Du, ein Kind bin ich, und Du schiltst mich die boshafte Diana!“

„Du liebst mich!“

„Und Du hast es nicht gemerkt an jenem Abend, wo ich von Dir flüchtete, nicht gemerkt am Springbrunnen von Sibyllenruh? Ueber euch scharfsinnige, hochverständige Männer! Ich lebte, ich athmete nur in Deinem Angedenken; Deine Liebe zu verdienen, ihr werth zu sein, wurde ich eine Künstlerin. Meine Nachtwachen, meine Mühen, Dir wurden sie dargebracht, um Dein Bild schlang ich meine Lorberkränze, um Dein Bild, Undankbarer! Dir hätt' ich all' mein Sein in jeder Minute freudig geopfert und bis heute hast Du mich verkannt, geschmäht und verstoßen. Tadle es jetzt,

daß ich jetzt nicht mehr Deine Schwester sein wollte, aber gestehe nur, Du wie ich hast geahnt, daß wir keine Geschwister sind."

„Du sagst es," sprach er, tief seufzend, er ließ sie aus seinen Armen und bedeckte das Gesicht mit den Händen . . .

Sie war vor ihm niedergekniet und schmiegte sich an seine Knie: „Ach! viel Böses haben wir uns gegenseitig zugefügt; aber Glück auf! wir sind beide noch jung, auf unsern Wegen liegt fortan Morgensonnenschein, ein Kuß, ein Blick von Dir, sie machen Alles gut, sie heiligen meine Schmerzen. Und Du, verachte mich nicht, daß ich an Deinem Halse hänge" — und mit stolzem Trotz schüttelte sie ihre Locken und erhob ihr strahlendes Antlitz zu ihm — „bin ich nicht so schön, wie Deine Martha?"

Dieser Name gab ihm seine Fassung wieder, leise drängte er sie zurück: „Es war ein Traum, Diana, den laß es bleiben!"

Er suchte nach seinem Mantel, sie lag noch auf den Knieen — „Julian!"

„Steh' doch auf, Diana, steh' auf!" Er reichte ihr die Hand sich zu erheben. „Es ist zu spät; auf ewig bin ich an Martha gebunden. Vergiß, daß ich dies Band eine Fessel nannte, das ist es nicht, sondern eine

heilige, unverbrüchliche Pflicht. Ihre Liebe, ihr Gut gab mir diese Frau, im festen Vertrauen auf meine Treue, meine Freundschaft; sie opferte mir ihren Namen, ihren Stolz. Damit ist meine Straße, mein Ziel mir vorgezeichnet. Beklage mich, doch lasse mich ziehen!"

„Du liebst sie" —

„Kann Dich das Geständniß meines Unglücks erfreuen? Ich liebe sie nicht, nicht mehr so, wie Du es verstehst; aber die Ehre befiehlt mir, das Mitleid und die Erinnerung, der Gebrochenen die letzte Stütze nicht zu rauben. Und würdest Du, ja Du, nach so schmählichem Treubruch, an meinem Herzen ruhen wollen? Würde Dich Martha's Schatten nicht bedrohen und ängstigen, wie mich?"

„O, Du warest immer reich an klugen Sprüchen!" Sie lehnte wieder am Thürpfosten, halb von den Falten des Vorhangs umhüllt, finster, nach einem finstern Entschluß ringend.

„Nicht so scheide ich; es war eine gute Stunde, ein sonniger Traum: mit Dir dahinzufliegen, über Land und Meer, in lächelnder Jugend, Freiheit und Liebe! Wie die Götter auf goldenen Wolken wandeln! Nun flattert er hin — und schmerzlich gefaßt stehen wir, auch wie am Rande eines Grabes. In Schmerzen nicht

untergehen, das macht uns des Glückes werth — und darum, Schwester Diana, leb wohl!

„Ich lasse Dich nicht!"

Und von Liebe und Groll gleich beflügelt, stürzte sie ihm nach, der schon das Zimmer verlassen, den Mantel dicht um sich geschlagen, über die Treppe niedereilte, die Thür öffnete — Er war verschwunden, als sie mit aufgelöstem Haar, zerrissenem Spitzenkleid auf der Schwelle ihres Hauses stand . . .

Sie starrte in die Dunkelheit nach dem Schatten des geliebten Mannes, schwere, heiße Thränen umflorten ihr Auge. Aus dem Kursaal herüber tönten die Klänge eines lustigen, munteren Liedes und die Menge mischte ihre Jubelrufe darein. Von der andern Seite des Marktplatzes schritt Herr Berthold Hart, der sich eine geraume Weile unter dem Vordach des „Elephanten" das Lauschen und Beobachten nach Diana's Fenstern hinüber nicht hatte verdrießen lassen, mit spöttischem Gruß vorbei: „Guten Abend, Fräulein Diana Felsberg; da hat der Herr, der eben von Ihnen kam, in seiner Eile einen Handschuh vergessen" — und von dem Steinpflaster hob er den schwarzen, mit rothen Doppelnäthen gesteppten Handschuh Julians auf: „Ich steck' ihn, wie ich es von den alten Rittern gelesen, als gute Beute an meinen Hut."

Sein höhnisches Lachen, ihr Schreck, das Aufhören des Gesanges zerstörte jede Täuschung und brach die Gewalt der dämonischen Leidenschaft, die sie bisher vorwärts gestoßen — mit entsetztem Blick, wie vor einem Abgrund zurückfahrend, der sich vor ihren Füßen aufgethan, wollte sie in das Haus und sank kraftlos zusammen.

„Du hast verspielt, deine Liebe wie deinen Ruf," dies war ihr letzter Gedanke.

Als sie wieder ihr Auge aufschlug, war sie in ihrem Zimmer, in dem Lehnstuhl, d'rin vor wenigen Minuten noch Julian gesessen, aber statt seiner stand Lothar neben ihr.

Draußen fuhren Wagen auf und ab, lärmten die Menschen, das Concert war zu Ende.

Fragend hingen ihre Blicke an seinem Munde.

„Bleiben Sie ruhig, Fräulein", sagte er und seine milde Stimme schon tröstete sie. „Ich ging vor dem Schlusse des Gesanges aus dem Saal, zu Ihnen herüber, ich gedachte Sie zu erwarten, denn wir alle vermutheten Sie noch im Kurhause und fand Sie besinnungslos auf der Schwelle."

Während er sprach, hatte sie ihre Wimper dicht und fest geschlossen, nichts rührte sich an ihr, kein Glied ihres Leibes, keine Falte ihres Gewandes. Wenn Martha

diese Wimpern hätte heben, in dies Auge und noch tiefer in dies angsterfüllte, kämpfende, brechende Herz hinabschauen können, sie wäre mit einem Mal gerächt und versöhnt gewesen. Du bist in Bertholds Macht, seine Lippen werden frech deine Ehre antasten, der Handschuh wird wider dich zeugen, an Martha hast du ja ein Beispiel, wie Frauenruf verloren geht, und wenn Julian für dich eintritt: oh, werden sie sagen, es ist ja seine Schwester — das stürmte durch ihren Sinn und nur ein Mittel zur Rettung, eins . . .

Von der Seite, die Wimpern leis öffnend, schaute sie den Grafen an, und schloß sie wieder — ein Seufzer noch, wie wir allen geliebten Idealen den Rücken wenden und entsagend flüstern: auch ich war in Arkadien . . . dann schien sie entschlossen.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf. Die Hitze im Saal hatte mich fast erstickt, ich wollte nach meiner Wohnung hinüber, meine Mädchen waren fortgegangen — und da, aber Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen!“

„Ich schweige.“

„Auch vor der Baronin?“

„Auch vor ihr.“

„Mein Bruder war im Concert, er war bei mir, Abschied zu nehmen.“

„Arme, arme Martha!“

„Getrost,“ sagte sie bitter, „er ist längst wieder auf dem Wege nach Andlau und zu ihr. Der Abschied hatte mich tief erschüttert, bis an die Thür begleitete ich ihn, ich sah ihm nach, wie einem, der niemals heimkehrt; ein Schwindel ergriff mich, so haben Sie mich gefunden.“

„Gut hat es der Zufall gefügt, den Tag, der mir in grauen Wolken aufging, erhellt er mir zum klarsten und freundlichsten Abend. Sie fühlen sich besser, Diana?“

„Wüst noch, wüst,“ fuhr sie über die Stirn, „aber das fliegt vorüber.“

Nun betrachtete sie ihre zerrissenen Spitzen, stand auf und schaute vorbeigehend flüchtig in den Spiegel: „Wie seh' ich aus! Recht wie eine Zigeunerin!“

Sie wollte zu ihrem Toilettentisch, der Graf aber bat: „Sie wissen nur nicht, wie reizend diese leichte Unordnung Sie schmückt, auch wie Diamanten und Perlen; wie dächten Sie sonst daran, sie zu ändern!“

Ihren verwirrenden Blick warf sie ihm zu: „Ich bleibe.“

„Diana, zürnen Sie mir noch, daß ich nach Andlau gegangen?“

Andlau — zornig schlug sie mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden; sei keine Thörin, sagte ihr wieder die geheime Stimme, nur dadurch kannst du Martha demü-

thigen und dich an Julian rächen, der dich verschmäht. Muth! Ist's denn ein so schweres Opfer, Gräfin zu werden? Und sie dachte: jetzt zeigt Berthold vielleicht prahlend den Handschuh und Martha spricht vornehm wegwerfend: ein hergelaufenes Geschöpf, wie ihre Mutter — und morgen lachst du sie aus, morgen bist du die Verlobte des Grafen von Schönburg und fährst in des Königs Schloß und empfängst wohl auf die Stirn, die sie brandmarken wollen, den Kuß einer Königin . . . „Wäre es Ihnen lieber," antwortete sie, „ich zürnte nicht über Ihr Gehen und Kommen, es wäre mir gleichgültig?"

„Oh!" rief er erregt, „auf dies Wort hin, Diana, müssen Sie's hören, daß ich Sie liebe, seit dem Augenblick liebe, wo ich Sie zum erstenmal am Hexenteich gesehen."

Unaufhaltsam entstürzten bei dieser Erinnerung kaum getrocknete Thränen ihren Augen, all' ihre Wunden bluteten wieder. „Der Hexenteich!" schluchzte sie. In diesem Schmerz, der Julian und ihrer verlorenen Liebe galt, war sie rührend und unwiderstehlich, voll lieblichster Mädchenhaftigkeit; dem Grafen aber hätte sie mit der feinsten Kunst ihrer Verstellung kein besseres Zeugniß ihrer Neigung zu ihm geben können, als diese Wahrheit und Täuschung zugleich.

„Sie lieben mich, Diana! Sie geben mir Ihre Hand!“

Auf der Straße tönte es wie ein herannahender Festmarsch und der Wiederschein von vielen Fackeln lohte durch die Scheiben. Unten im Hause vernahmen sie die laute, fröhliche Stimme Clotildens.

„Und ich in Ihren Armen!“ stammelte Diana, von Fackelglanz und Schamröthe erglühend.

Schweigend, mit dem Lächeln der Liebe hielt der Graf dem spröden und stolzen Mädchen seine Rechte entgegen.

„Wenn,“ sagte sie mit niedergeschlagenem Blick, „wenn Sie um meine Kunst heute und immer meine Geburt vergessen, sie niemals mir und dem Angedenken meiner armen Mutter vorwerfen wollen, wenn die Hand eines namenlosen Mädchens Sie beglückt, Graf Lothar, da ist die meine, zu beständiger Treue und Neigung!“

Als dann Clotilde die Thür des Gemachs aufriß, war das Loos Beider entschieden . . .

„Die Sterne, die begehrt man nicht,“ spottete gutmüthig Clotilde zum Grafen; der aber küßte ihr ritterlich die Hand: „Frau Clotilde Eppstein, ich hätte sie auch nicht begehrt, wenn Sie mir nicht gezeigt, wie man zu ihnen gelangt.“

Viel bräutlicher schimmerte Clotildens Antlitz, als

das bleiche Diana's mit den röthlich goldenen Locken, die wirr um ihren Kopf hingen.

„Auf, Liebchen,“ ermunterte sie Clotilde, „vergiß eine Viertelstunde, daß Du verlobt bist und sei wieder die große Künstlerin, mein Mann bringt Dir einen feierlichen Fackelzug.“

Und durch die enge Gasse, die sich zum Marktplatz ansteigend emporwand, kam der Zug unter einem mächtigen Spontinischen Marsch daher — für dies kleine Städtchen ein nie gesehenes, großartiges Schauspiel. An die funfzig Fackeln hatte Arthur zusammengebracht, an Trägern war kein Mangel, noch arbeiteten rüstig und wohlgemuth in seinen Eisenwerken die „an das Feuer gewöhnten Männer der Zukunft,“ welche im „Raub der Proserpina“ mit so überraschendem Erfolg die Cyklopen und Giganten dargestellt, lustig, wie auf der Höhe von Rabenhorst flatterte über Allen das Seidenbanner mit Ambos und Hammer. Das endlose Hurrahrufen der den Zug umtosenden Menge schallte, noch ehe die Fackeln sichtbar wurden, ihnen voran, endlich waren sie auf dem Markt. In „festlicher Deputation“ stieg Arthur mit dem Bürgermeister von Golderz, welcher sich im Namen der Bürgerschaft für die Ehre bedanken wollte, daß Diana Felsberg unter ihnen sich angekauft, einigen Landedelleuten, denen diese Gelegenheit

sich erwünscht darbot, ihre „Bildung“ und sich selbst als „Beschützer der Kunst“ zu beweisen, und allen Musikfreunden von fern und nah, die das Concert in Golderz zusammengeführt, in das rosa Häuschen zu Diana hinauf.

Darauf schilderte Arthur Eppstein in zierlich gesetzter, schwungvoller Rede das allgemeine Entzücken über ihr Spiel; mit einer jener kühnen Wendungen, die ihn auszeichneten, gedachte er der „edeln Ritter sans peur et sans reproche,“ die ihn unterstützt, dieser Begeisterung einen Ausdruck zu geben — ein beifälliges Murmeln der „kleinen Herren“ um ihn bezeichnete ihn dafür als einen „ganz verdammt gescheuten Kerl . . .“

Inzwischen erhob sich draußen eine tiefe, heisere Baßstimme und schrie über den ganzen Platz: „Ruhe!“ Auf den Tisch, der an Sommerabenden vor dem „Elephanten“ für die Stammgäste zu stehen pflegte, schwang sich ein grauhaariger Mann, den Hut in jener „göttlich schiefen Stellung“ auf dem Kopfe, die das Symbol des höchsten menschlichen Wohlbehagens ist, die lange, knöcherne Hand auf den blauen, verblichenen Busenstreif gelegt — „Meister Hans!“ jauchzte die Jugend, ihn sogleich erkennend.

„Schnödes Volk!“ schrie er, „schnödes Volk von Golderz, das mich vom Kapellmeister zu einem ganz gemeinen Geigenspieler erniedrigt, jämmerliches Gesindel,

ihr seid nicht werth, daß die Pechfackeln euch bescheinen, und der gütige Gott hätte eure Eselsohren mit Baumwolle zustopfen müssen, damit ihr die Musik von Fräulein Felsberg gar nicht gehört. Denn, sagt selbst, was verstehen Esel, wenn Nachtigallen singen? Habt ihr je eine Note gesehen? Nein! Habt ihr begriffen, was der edle Herr, der große Giovanni, der jetzt leider zum Teufel hinabgefahren, euch im vergangenen Jahre vorgespielt? Nein! Und Ihr Lumpenpack wollt Fackelzüge bringen?"

„Hinunter mit ihm," riefen Einige; „Ruhe," geboten die Verständigeren.

„Ihr könnt wie alle Bestien nur eins: brüllen; so schreit Hurrah! und noch einmal Hurrah! und zum drittenmal Hurrah! Im Uebrigen verfehme ich Eure ganze Wirthschaft!"

Da zeigte sich Diana am Fenster; in dem Rauschen der Instrumente und dem Jubel der Menge, verhallten seine letzten Worte, er warf nur noch mit großartigster Lebensverachtung seinen Hut in die Lüfte und ging ohne ihn in die Wirthsstube des „Elephanten" . . .

Und dann verließ Arthur mit seiner „Deputation" Diana's Gemach, und Lothar ging mit einem Kuß auf ihre Hand, der Lärm verrauschte, der Fackelschein erblich, Clotilde schloß die Fenster.

In einen breiten rothen Shawl hatte sich Diana gehüllt, fröstelnd, theilnahmlos saß sie da — erst, als auch Clotilde sich zum Aufbruch rüstete, fuhr sie auf: „Bleibe bei mir, ich bitte Dich, laß die Männer die Nacht durchschwärmen; alle, wie sie sind, unserer Liebe sind sie nicht werth!"

„Was hast Du?"

„Ach!" entgegnete Diana schon in andern Gedanken, „nun sind die Fackeln all' verlöscht; das war die Leichenfeier meiner Kunst! Die da unten wissen nicht, daß sie Diana Felsberg zum letzten Mal gehört."

IV.

Indeß fuhr mit raschen Pferden ein offener Wagen durch den Wald dem Schlosse zu — im Rücksitz saßen der Pfarrer und Bertha, ihnen gegenüber Berthold.

Die Unterredung stockte; ein Mann von vielen Worten war der Pfarrer nie gewesen und jetzt unter dem Eindruck von Diana's Spiel verhielt er sich noch schweigsamer, versunken in Accorde, die ihm durch die sanft bewegte Luft des Abends heilig und hehr nachzuziehen schienen. Seine Begleiter theilten seine stumme Begeisterung und Erhebung nicht. „Kinder begreifen Sebastian Bach nicht," murrte er in sich hinein und für mehr hatte er nie weder Bertha noch Berthold genommen, an dem letztern tadelte er überdies seine Eitelkeit, den Leichtsinn, der sich in Berthold's Treiben und Handeln verrieth und traute ihm einen „treulosen, leichtfertigen Streich" zu. Aus seiner Abneigung hatte er vor Julian kein Hehl gemacht, der aber schützte und vertheidigte Berthold, weil in seinen Augen dessen

entschlossener Wille, unermüdliche Arbeitsamkeit, Streben und Anhänglichkeit an ihn die Fehler der Jugend und des Leichtsinns reichlich aufwogen. Seinerseits vergalt Berthold dem Geistlichen „mit gleicher Münze“, achselzuckend ging er ihm gern aus dem Wege: „ein alter, rostig gewordener Feuerhaken“ — „ein Sittenprediger, weil ihm jetzt die Trauben zu hoch gehängt,“ mit solchen Bezeichnungen drückte er seinen Aerger und seine Verachtung aus.

Verstummt war auch Bertha, nur die Blicke der beiden jungen Leute sprachen, von einem zum andern wandernd, feurig und beredt, eine verführerische Sprache. Sie hatte das ganze Concert „langweilig“ und Diana's Vortrag nicht „so bedeutend und mustergültig“ gefunden, viel eher manche Fehler darin entdeckt. Daß Diana den Kranz nicht aufgesetzt, war keine Bescheidenheit, sondern kluge und eitle Berechnung, wie ihr fast fluchtartiges Entschwinden aus dem Saal. Das Benehmen des Grafen Lothar aber konnte sie nur „ungezogen“ heißen; während des Abends hatte er sie keines Blicks gewürdigt, kein Lebewohl ihr beim Fortgehen gesagt; obgleich er ihr „vollkommen gleichgültig“ war, glaubte sie doch die „gewöhnliche Höflichkeit“ von ihm fordern zu müssen — Alle hatten sie heute bewundert, ihre liebliche und keusche Schönheit Diana tief in Schatten

gestellt und doch saß dieser Lothar wie versteint da und bemerkte sie nicht, weder ihr glänzendes Kleid noch ihr schimmerndes Haar. Desto eifriger huldigte ihr jetzt Berthold; während der Pfarrer im halben Traum die Augen schloß und nur zuweilen in die dunkler werdende Landschaft oder zum Himmel hinaufschaute, an dem die Sterne aufglommen, benutzte er die Gunst des Zufalls, halbe Worte, halbe Bitten ihr zuzuflüstern, die von der Stille umher, der heranschreitenden Nacht eigenen Duft und Zauber borgten und auf das erregte Mädchen die berauschende Wirkung des Opiums übten. Die einsame Fahrt, in der Enge des Wagens, wo ihr Gewand fortwährend seine Knie streifte, ihre Hände sich unwillkürlich begegneten und berührten, und wo doch die Gegenwart des Dritten das Geheimniß nöthig machte, verwirrte beide, erweckte namenlose, halb selige, halb schaurige Wünsche.

Ob sie ihn, ob er sie liebte? Das sind Fragen, die in solchen Augenblicken so recht ihre Leerheit beweisen — lange sind die beiden bekannt, eine abenteuerliche, im alltäglichen Verlauf der Dinge ungefährliche Freundschaft hat sie einander genähert, sie fürchten in Lothar einen gemeinsamen Feind, einen Späher, ihre Zusammenkünfte hüllen sich in Verborgenheit, in den Schleier des Abends — das Mädchen wird zaghafter,

schwankender, unternehmender der Mann. Wo sie nur den lieblichen Schein sieht und sich an der „Poesie ihrer Liebe“ erfreut, erhebt sich in ihm die Begierde nach dem, was er in diesem Spiel der Einbildung und des Herzens für Wahrheit nimmt, den Genuß. Sein Wille hat ein Ziel und betäubt sie mit seinen Forderungen. Werft in diese entzündliche Mädchenseele den Funken der Eifersucht, beleidigter Selbstliebe und sie brennt lichterloh.

Und da färbt den Himmel über Golderz ein rauchumwallter, breiter, glührother Streifen, daß der Kutscher erschreckt die Zügel anzieht und Berthold fragt: „Seht nur; ist's nicht, als wäre Feuer in der Stadt?“

Aus seinen „inneren Harmonieen“ unangenehm herausgerissen, fährt der Pfarrer auf: „Wird doch nicht?“

„Fahr' zu,“ entgegnet Berthold, „es ist das Fackelständchen, das sie Fräulein Felsberg bringen wollen; mir sagte es der lustige Hans.“

„Hm, närrische Leute! Müssen sie nach der guten Musik, die sie gehört, ihre eigene schlechte machen, dicht liegt immer neben dem Paradies die Hölle,“ murmelt Hartmann.

„Wer bereitet ihr denn diese Ehre?“ fragt Bertha mit einem Aufwerfen der Lippen.

„Bah, wer wird es anders sein, als Herr Eppstein oder der Herr Graf von Schönburg, beide stehen ja hoch in der Gunst des Fräuleins," antwortet Berthold.

Zornerglühend beugte sich Bertha vor, daß die Kapuze ihres Mantels von der Stirn in den Nacken zurückfiel und ihr Gesicht voll und unverhüllt Berthold sichtbar wurde. Lebhafter waren in ihrer ärgerlichen Verstimmung ihre Züge geworden, ein höheres Feuer lohte in ihren sonst so sanften und träumerischen Augen.

Der Anblick riß Berthold hin, in dem Dunkel der Tannen, durch das sie eben fuhren, drückte er ihre Hand verstohlen und doch gewaltsam an sein Herz.

„Ach!" sagte der Pfarrer mit einem kurzen Seufzer und zeigte auf die aus einiger Entfernung herüberschimmernden Lichter des Dorfes, „da sind wir wieder! In der alten Heimath! In den alteingewohnten Räumen, in des Daseins Müh und Qual! Und waren vor kurzem weit davon entfernt auf seligen Höhen, wie unter Engels Chören! Weiß nicht Fräulein Kalt, ob es Ihnen auch so ergangen . . . nun, es ist schon wahr, die Musik ist eine gefährliche Hexe, des Himmels wie des Teufels Dienerin, zu allem Schlechten spielen die Geigen auf und singen wiederum so süß und andachtsvoll; mögen sie uns diesmal zu frommen Gedanken erhoben haben!"

Damit hatten sie das Pfarrhaus erreicht, vor dem

Hartmann ausstieg und sich ihnen mit einem Gruß an Herrn Felsberg und die Frau Baronin empfahl.

Aber auch Bertha und Berthold zogen es vor, den Weg unter den Linden und Kastanien des Dorfes und den Schloßhügel hinauf zu Fuß zu gehen und verließen den Wagen.

„Ja wohl im alten Joch,“ redete Berthold, die Aeußerung des Pfarrers in seiner Weise ausdeutend, „in Anderer Dienstbarkeit! Und ich fühle mich doch so gut wie sie, ihnen ebenbürtig an Kraft und überlegen an Arbeitslust, aber sei Du nur arm geboren“ —

„Werden Sie nicht unmuthig, Berthold; Herr Felsberg schätzt und liebt Sie, er hat Ihnen immer eine schöne Zukunft verheißen.“

„Und wie viel Demüthigungen muß man in Geduld hinnehmen, bis man dorthin gelangt — Beleidigungen von diesem Grafen, der jetzt schon den Herrn hier spielt und während der Abwesenheit des Herrn Felsberg ungehindert nach seiner Willkür verfahren wird! Ich halt's nicht aus und das Räthlichste ist, wenn Herr Julian geht, suche auch ich mein Glück in der Fremde.“

„Sie erschrecken mich, Berthold; was soll ich noch in diesem Schlosse, das Sie fliehen? In der Gegenwart eines Mannes, den ich hasse? Denken Sie denn nur an sich und gar nicht an mich?“

„Ich bin nicht glücklich, Fräulein Bertha, die Sorge quält mich, ich habe wenig Freunde, wenig Aussichten“ —

„Und meine Liebe ist Ihnen nichts?“

„Ach, Ihre Liebe! Das ist auch ein ungreifbares Gut!“

„Oh!“ wallte sie auf.

„Bertha, liebe Bertha!“

Nun sprachen sie nicht mehr, nun sagte das plötzliche Verstummen, die Blicke Alles, was auszudrücken das Wort zu arm, zu kalt und zu rein ist.

Sie waren im Schlosse. Wider ihr Erwarten empfing sie Martha: seit einer Stunde sei sie von ihrem Besuch zurückgekommen. Zu sehr waren beide mit sich beschäftigt, um die Unruhe der Baronin, ihr Wandeln auf und ab durch das Gemach, den heiseren Ton ihrer Stimme besonders zu beachten. Kaum fragte sie nach dem Ausgang des Concerts, ob es Bertha gefallen, mit hastiger Bewegung schloß sie das junge Mädchen in ihre Arme. „Du bist müde, Kind, ich sehe es Dir an, angegriffen, schlaf' aus, wir plaudern morgen mehr.“

An der Saalthür, wo er bisher gestanden, lispelte Berthold ihr zu: „Ich muß Sie noch sprechen, ich muß!“

Fiel absichtlich oder zufällig von der Blumengarnitur

ihres Kleides eine Blüthe ab? Er hob sie auf — und wie Bertha im raschen Wechsel erbleichte, erröthete — wußte er genug.

Die Baronin hatte im innern Kampf vor sich hingestarrt. „Ist sie fort?“ fragte sie aufblickend.

„Ja, gnädige Frau.“

Ein- zweimal schlug sie mit der flachen Hand auf die Tischplatte, trat an das Fenster, öffnete es, schloß es wieder, dann wurde sie ruhiger, gesammelter.

„Folgen Sie mir, Berthold,“ gebot sie dem „wie auf glühenden Kohlen Stehenden“, der seine „Knechtschaft“ niemals härter empfunden.

Bis in das Vorgemach ihres Schlafzimmers ging sie ihm voran.

Berthold wurde betreten, was wollte sie von ihm? Nie vorher hatte er in diese Räume seinen Fuß gesetzt: wenn sie dein Abenteuer mit Bertha entdeckt hat? Wenn sie ein offenes Geständniß verlangt? Das Blut stieg ihm in's Gesicht.

Mit äußerer Ruhe und Unbefangenheit begann da Martha: „Mein Gemahl will reisen, wie wär's Herr Berthold, wenn Sie ihn begleiteten?“

„Gnädige Frau!“

„Ein junger Mann muß die Welt, fremde Städte, andere Völker und Sitten kennen lernen“ —

„Es wäre schon mein sehnlichster Wunsch, aber ich wage es nicht, mich dem Herrn mit meiner Bitte aufzudrängen.“

„Nun, ich will Ihre Fürsprecherin sein. Julian ist ein zu großer Freund der Einsamkeit, mir fiel es schwer auf das Herz, daß er allein aus Andlau gegangen. Er war doch im Concert?“

„Ich habe ihn nicht bemerkt, Frau Baronin.“

„Nicht im Concert!“ Ein Strahl flog über sie hin, sie zerknitterte ihr Tuch, das Lächeln kam ihr wieder.

„Wie gefiel denn Fräulein Felsberg?“

„Das Publicum klatschte ihr Beifall und der Herr Pfarrer versicherte: sie spiele wie die Engel, ich“ —

„Und Sie?“ fragte sie gütig, um das Gespräch nicht pötzlich abzubrechen. „Ich bin neugierig auf Ihr Urtheil.“

„Ich glaube: sie spielte mit Zwang, nicht recht freudig.“

„Oh, Sie sind ein unverbesserlicher Gegner des Fräuleins! Ich bedauere doch, daß ich sie nicht gehört! Alle loben sie, bewundern sie ja, wer darf sie tadeln?“

Klang es nur Berthold so oder lag eine gewisse Bitterkeit in ihrem Ausruf? Konnte er mit seiner höchst „curiosen“ Geschichte hervorrücken? Er faßte in seine Brusttasche, unruhig rieb er mit seinen Fingern das

weiche Leder des Handschuhs. Doch würde er an sich gehalten haben, wäre nicht Martha fortgefahren: „Sie ist ein Glückskind und Sie hätten wie alle Männer längst zu ihrer Fahne geschworen, fürchteten Sie nicht meine und vermuthlich noch mehr Fräulein Bertha's Ungnade."

Ihr war es Scherz, sein böses Gewissen aber ließ ihn eine Falle darin vermuthen, er wollte sich nicht weiter „auf's Glatteis" wagen ...

„Gnädige Frau Baronin, ich bin ohne mein Zuthun Zeuge eines Vorfalls geworden" —

„Was ist denn nur? Eine ernste Geschichte?"

„Die gnädige Frau mögen darüber entscheiden. Einige Minuten vor dem Schlusse des Concerts hatte ich den Saal verlassen, unsern Wagen bereit zu halten, da Fräulein Bertha zeitig in Andlau einzutreffen wünschte. In der Thür des „Elephanten" stand ich, gerad gegenüber wohnt Fräulein Felsberg. Auf dem Markt war Niemand, als ich, zum Glück — die gnädige Frau werden mir sogleich beipflichten — denn ein Mann stürzte aus dem Hause des Fräuleins und im Augenblick nachher sie selbst mit zerrissenem Kleid und aufgelöstem Haar."

Starr saß Martha, den Arm auf den Tisch gestützt und ihr Gesicht so mit der Hand verschattend.

„Ein Unglück ist geschehen, war mein erster Gedanke, ich eile hinüber, aber —“

„Nun?“

„Es war nur ein gestörter Liebeshandel.“

„Herr Berthold!“

Entrüstet stand sie auf und that einen Schritt nach der Thür des Nebenzimmers, als wollte sie durch ihre Entfernung jeden weiteren Bericht abschneiden und ihrem Widerwillen gegen diese Angeberei den stärksten Ausdruck geben. Ihr langes Kleid verfing sich da um den Fuß ihres Armsessels, haftete an einem Nagel, sie zögerte . . .

„Sie zürnen mir, Frau Baronin, allein ich würde das Geheimniß nicht offenbart haben, wenn es leider kein Zeichen zurückgelassen hätte, etwas, mit dem ich nichts anzufangen weiß.“

„Ein Zeichen?“ Eine fieberhafte Spannung schüttelte sie jetzt. „Erkannten Sie den Mann?“

„Nein, er trug einen Mantel, es war Alles wie ein Blitz vorüber; aber seinen Handschuh ließ er fallen.“

„Seinen Handschuh?“

„Da ist er.“

Sie schaute flüchtig d'rauf hin, erblaßte — und warf ihn dann doch verächtlich auf den Tisch.

„Vielleicht war es Herr Eppstein oder Graf Lothar.“

„Nein, diese waren im Saal geblieben."

„Sie nicht!" Ihre Lippen preßte sie heftig aufeinander. „Meinetwegen! Was kümmert es mich? Und Sie werden schweigen", sagte sie drohend, „schweigen, Herr Berthold Hart, und nie, an keinem Orte vergessen, daß Fräulein Felsberg meine und meines Gemahls Schwester ist." Kalt und stolz winkte sie mit der Hand.

„Ich werde gehorchen, gnädige Frau."

„Und sie freut sich heimlich doch über meine Geschichte," tröstete er sich selbst, als er unter den Arkaden zu Bertha's Fenster entlang schlich, „und behält fein sorglich das Pfand, um bei Gelegenheit der Schwester eine herrliche Ueberraschung damit zu bereiten; sie hassen sich beide wie Spinnen. Ueber die Verstellung dieser Vornehmen! Ist das eine verrottete Welt!"

Und da klang über ihm das Fenster der Geliebten ...

Mit verschränkten Armen, wie sie zuletzt vor Berthold getreten, stand Martha noch lange. In athemloser Geschäftigkeit schob sie dann die Riegel vor die Thür, ließ Vorhänge und Gardinen nieder, wühlte in diesem und jenem ihrer Kasten, wie bewußtlos und doch sicher griff sie in das geheimste Fach, „ihr Reliquienkästchen" hatte sie es früher wohl genannt, und zog unter Briefen,

verwelkten Blumen, ausgeblaßten Bändern und Medaillonbildern Bellori's Dolch hervor.

„Da bist du," lächelte sie bitter. Wie sie aber seinen Namen darauf las, die Spitze des Stahls, die sie unvorsichtig prüfte, ihren Finger ritzte, schleuderte sie ihn wieder von sich.

Ihre „Reliquien" betrachtete sie, eine nach der andern — Liebeszeichen von guten Freunden, von schönen Freundinnen; zu Florenz, in den Gärten, hatte ein junger russischer Offizier ihr diese Magnolienblüthe zugeworfen, wo war er nun? Sie erinnerte sich — auf den Wällen von Sebastopol hatte ihn die Kugel erreicht. Und jenes Bild? Eine zärtliche Freundin schenkte es ihr in Paris — drei Wochen nachher schlang sie um ihr Marmorkreuz auf dem Père la Chaise einen Cypressenkranz — und Alle so; todt die einen, verschollen oder, was einer edlen Seele von allen Leiden das schmerzlichste ist, ihr entfremdet und verloren die andern. „Der Weg des Lebens ist mit Gräbern bedeckt", einzeln und schwer perlten die Thränen ihr auf Hand und Blumen, auf Bilder und Bänder nieder. Und sie hatten doch all' ihre Zeit gehabt, einen fröhlichen Festtagsmorgen, wo sie geglänzt, geblüht und geduftet, wer hätte es diesem verblichenen blauen Bande angesehen, daß es über den Comersee geflattert, daß feurige Lippen es geküßt? Jetzt

aber . . . vorbei, vorbei! Und so, dachte sie, ist auch deine Zeit vorübergegangen und die fliehende Stunde mahnt dich, zu den Schatten hinabzuwandeln. In seiner Erinnerung wirst du dann schweben und schimmern, milde, troſtreich, wie du in diesem Augenblick von all' deinen Freunden umgeben bist.

Die Hände zusammengelegt, saß sie müde in ihrem Sessel. Eine herbe Demüthigung hatte sie bei der Freundin erfahren. Es waren viel Besucher auf dem Gute, Verwandte aus der Hauptstadt, sichtlich überraschte ihre unvermuthete Ankunft. Die Frauen wurden verlegen, verwirrt, in den Blicken der Männer, die sie trafen, lag etwas Zweideutiges, und je größere Mühe man sich nach Ueberwindung des ersten Eindrucks gab, durch erhöhte Freundlichkeit die Baronin über die wahre Meinung, die man über sie hatte, zu täuschen: die Kränkung war nicht mehr ungeschehen zu machen. Ohne ihr Urtheil auszusprechen, hatte die Gesellschaft schweigend Martha verdammt. Sobald es die Förmlichkeit erlaubte, war sie aufgebrochen. „Fort," hatte sie dem Kutscher zugerufen „und wenn die Pferde stürzen, fort!" An Julians Herzen hätte sie sich ausweinen und sterben mögen, aber sie fand ihn nicht. „Er ist in Golderz," sagte ihr die Eifersucht. Und sie senkte das Haupt. Lebhaft, als sei sie zugegen gewesen, stand es vor ihren

Augen — wie er zu Diana hingeeilt, mit ihr geredet, wie beide sich Treue und Liebe gelobt. Berthold hatte ihn wohl erkannt, ihr nur darum den Handschuh gegeben ... Und sie? Ja, mit welchem Rechte hatte sie sich zwischen diese beiden gedrängt, die doch einmal für einander geboren und bestimmt waren? Vor manchem Jahr, die Aufregung zauberte ihr das Schattenbild der Vergangenheit herauf, als sie nach ihrem ersten Bruch Julian wieder im Park begegnet, hing sich nicht da an seinen Arm ein junges, kaum den Kinderjahren entwachsenes Mädchen? Tauschte sie da nicht schon mit diesem Kinde einen bösen, unversöhnlichen Blick? Wenn Julian erst heute die Kunde geworden, sie hatte immer geahnt, daß ihn Diana liebe. Und dennoch klammerte sie sich an diesen Mann, mit all' ihrer Schuld! Ihre Schönheit, ihre Leidenschaft, hoffte sie, würde ihre Sünden vergessen lassen und die Flecken eines dunklen Verbrechens tilgen. Um ihn zu besitzen, hatte sie Julian von Diana gerissen — und diesen Mann, den sie vergötterte, was hatte sie ihm zur Morgengabe gebracht? Weit vor streckte sie die Arme, als müsse sie eine fürchterliche Erscheinung von sich abwehren ... das Gespenst eines ermordeten Gatten, Franziscus mit der blutenden Halswunde, Bellori, der sich rasend von seinen Wärtern losringt — und da, ruft nicht eine helle, scharfe

Stimme: „Es ist grausam, einen Freund so sterben zu lassen!“

Und that sie nicht noch Schlimmeres? Hielt sie nicht Julians Leben in ihren Ketten? Wenn du nicht mehr wärest, antwortete gleichsam eine andere freundlichere Stimme dem bitteren Vorwurf, zöge er frei dahin, noch in seiner Vollkraft, das Geschehene wäre ein schwerer Traum gewesen, der bei all' seiner Schrecklichkeit doch auch liebliche Gestalten zeigte, bringe dich selbst zum Opfer, gieb ihn der Freiheit wieder. Jetzt bist du noch eine Heldin, morgen vielleicht eine Verstoßene. Ungeduldig und deiner überdrüssig nimmt er sich, was du ihm weigerst, er entflieht dir, Diana mit ihm. Und Niemand wird dich beklagen; es geschieht ihr Recht, sagt die Welt, hat sie nicht die Ehre ihres Mannes gebrandmarkt? Stirb — und stirb schnell, all' deine Schuld hast du dann gesühnt! Was bietet dir noch das Dasein, daß du es in unersättlicher Begierde festzuhalten dich mühst? Deine Sonne wird nie wieder scheinen, warum quälst du dich mit den Schatten der Nacht? Vorangegangen sind dir deine Freunde und die einzigen, die du noch dein nennst, werden dich deines Todes wegen segnen. Ueber deinem Grabe wird die große Versöhnung geschehen, du hast sie vermittelt und wenn sie deiner je gedenken, müssen sie dein Bild grüßen

und sagen: die arme Martha, sie war doch besser, als die Menschen von ihr gedacht.

Noch einmal stand sie auf und horchte hinaus — seine Stimme glaubte sie Martha! Martha! rufen zu hören. Der Nachtwind war's, der in den Zweigen rauschte. Zu ihrem Reliquienkasten kehrte sie zurück, blätterte noch in den Briefen, küßte diesen Namen, jenes Medaillon, seinen Handschuh nahm sie vom Tisch und legte ihn hinein: „Auch zu den Uebrigen, da wird er gut ruhen.“ Nun hatte sie das Kästchen verschlossen und stellte es beiseit, an seinen alten Platz. Bei ihr wird er jetzt sitzen, träumte sie vor sich hin, sie werden von ihrer Zukunft reden, von Ruhm und Kunst und Liebe — und du kannst ihr Glück hindern, wie du es bisher gehindert! Tieftrauernd schüttelte sie ihre Locken: entsage, mein Herz, entsage! Erspare ihm, wenn er zu dir heimkehren sollte, die Lüge und den Betrug, erspare dir selbst sein Mitleid. Vielleicht wärest du eine gute, stille Frau geworden, hättest du des Vaters Wunsch erfüllt und Lothar's Hand angenommen — vielleicht! Auf den Boden hatte sie sich niedergebeugt und den Dolch aufgehoben, in dem Strahl der Lampe ließ sie ihn funkeln; eine seltsame, dämonische Freude fand sie an diesem Blitzen. Eviva la libertà! las sie darauf. Auf der Console schlug die Uhr die elfte Stunde —

zur selben Zeit verlohten auf dem großen Platz gegenüber der Eppstein'schen Fabrik, vor dem Thore von Golderz die letzten Fackeln. Die Freiheit! Ist es unter so vielen verderblichen Geschenken nicht das einzig ihm frommende der neidischen Götter an den Menschen, daß er freiwillig sterben kann? Und drunten oder drüben, was erwartet uns dort? Unsterblichkeit oder Ruhe? Ein ewiger Schlaf oder ein ewiges Wandern? Wenigstens von den Schmerzen, die mich hier peinigen, werde ich nichts mehr wissen, nichts von Haß, von Eifersucht und Rache, dachte sie und erhob den Stahl. Auch von meiner Liebe nichts, von Julian nichts mehr wissen! Ach, wozu leben wir? Wie ich ihn liebte, wie er mich liebte, schien unser Gefühl nicht unzerstörbar, unerschütterlich zu sein, wie diese Welt? Und doch nicht mehr, als ein Feuer, das verlischt, ein Stern, der in Nebel entschwindet — Eitelkeit! Eitelkeit! Du ungestümes, immer begehrliches Herz, erkennst du nun, wonach du gerungen, warum du geblutet?

Nieder warf sie sich in die Kissen des Sopha's, den Griff des Dolches hielt sie fest in der Hand ...

Gerad waren da, zu Golderz vor dem Thor, die Fackeln ausgebrannt und Herr Arthur Eppstein legte wohlgemuth, in der Freude des schön Vollendeten, seinen Arm in den des Grafen von Schönburg und sagte zu

ihm und den Umstehenden: „Meine Herren, Sie könnten mir kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn Sie mir die Ehre gäben, noch eine oder zwei Stunden meine Gäste in Sibyllenruh zu sein.“ In der angeregten Stimmung, die Alle theilten, wurde dieser Vorschlag unter lautem Beifall angenommen und während die Zuschauer, die Musikanten und Fackelträger sich nach der Stadt verliefen, trat Arthur mit seiner „Deputation“ den kurzen Weg nach seiner Villa an.

Eine Weile mußte Lothar halb gezwungen neben ihm gehen, bis Andere Herrn Arthur in Anspruch nahmen und es ihm gelang, sich unmerklich von ihm loszumachen und er allmählig, seine Schritte mäßigend, hinter der singenden und lärmenden Gesellschaft eine Strecke zurückblieb. Sich ganz von ihr trennen, mochte er trotz seiner Abneigung gegen das bevorstehende Trinkgelage nicht, er war schon um seine „Duckmäuserei“ bei dem benachbarten Adel „verrufen“ und glaubte auch zumeist durch seine Gegenwart die Zungen in Hinsicht auf Martha und ihr Verhältniß zu Diana im Zaume zu halten. Die stille, fast heilige Freudigkeit, mit der ihn Diana's Liebeseingeständniß erfüllt, war draußen auf dem Platz einer schwermüthigen Traurigkeit gewichen, in der von den aufeinander geschichteten Fackeln emporsteigenden Flammensäule hatte sich ihm ein Bild,

eine Gestalt gezeigt — wie er allein dahinschritt, wandelte sie mit ihm, doch ängstigte sie ihn nicht, dies unsichtbare Vorbeistreifen an ihm war von einem süßschmerzlichen Schauer begleitet. So, als der Jubel der eilenden Männer vor ihm in der Ferne verklang, kam er von der Fahrstraße ab, in einen Seitenpfad, wo die dichter stehenden Bäume die Dunkelheit der Nacht noch vermehrten. Dort rief ihn nach wenigen Schritten eine Stimme an: „Wer geht da?"

Schreckhaft war Lothar nicht, er tastete nach dem Arm des Fragenden: „Ich bin's, Lothar Schönburg", er meinte, es könne nur einer aus der Gesellschaft sein, der wie er in diesen Weg eingebogen.

„Welch' Zusammentreffen!"

Es war Julian.

Aus der Finsterniß drängten sie sich nach der offneren Straße durch die Gebüsche ...

Als Julian Diana's Haus verlassen, war er in das Gewühl der Menge, unter die Fackelträger, die sich in Ordnung stellten, gerathen und halb wider, halb mit seinem Willen, von ihnen fortgezogen worden, er brauchte Betäubung um ruhig zu werden ... den Mantel hatte er um sich geschlagen —

„Ich bin auf dem Heimweg nach Andlau," sagte er zu Lothar.

Andlau — dies war das erste Wort, das sie wechselten, seit sie sich erkannt.

„Ich gehe mit.“

„Graf Lothar!“

Die Männer standen Hand in Hand, mit starren Augen einer des andern Gesicht durchforschend.

„Seien Sie stark, Julian, und auf ein Schlimmstes gefaßt.“

„Ich bin's.“

„Wohl, Sie entsinnen sich meines Traumes? Der Gestalt, die blutend und verhüllt auf dem Lager ruhte? Ich sah sie in der gestrigen Nacht — ohne Schleier“ —

„Lothar, es ist Martha!“

V.

Seit drei Monaten stand Martha's Sarg neben dem ihres Vaters in der endlich vollendeten Grabcapelle unter den Fichten von Andlau.

Ein sanfter schwermüthiger Friede wehte aus ihren dunklen, niedergesenkten Zweigen Jeden an, der diesen einsamsten Theil des großen Parks aufsuchte, auch wenn er nichts von all' den Schmerzen wußte, welche die Steinplatten der Gruft bedeckten.

Gegen Mitternacht waren an jenem Abend Julian und Lothar im Schlosse eingetroffen ... Eine Stunde zu spät; Bellori's Dolch neben sich, blutüberströmt ihr weißes Nachtgewand, lag Martha, den Kopf in den Kissen des Sopha's, den Leib halb auf den Teppich niedergeglitten —

Ihr Gesicht lächelte nicht, aber ruhig war es und still und groß, wie ein Marmorkopf der Juno, dem ja auch die Farbe des Lebens und der Strahl der Augen fehlen; als sie vom „ewigen Frieden" zu Lothar

auf dem Berge des Abschieds gesprochen, hatte sie so ausgesehen.

Eine Römerin, eine Heldin; ihre Gedanken hatten oft und gern ihren Flug in die „antike" Welt genommen, dieser Gesinnung getreu war sie gestorben.

Ueber den nächsten Kreis und die ältesten, verschwiegensten Diener des Hauses hinaus drangen doch nur mancherlei sich widersprechende Gerüchte von dem Tode der Baronin, keine Gewißheit; mit außerordentlicher Fassung und Klugheit verfuhr Lothar, denn Julian war in den ersten Tagen nach der fürchterlichen That wie zusammengeschmettert und mußte alle Vorbereitungen zum Begräbniß, die Sorge, tausend neugierigen Fragen, tausend unzeitigen Tröstungen zu begegnen, dem Grafen überlassen. Der zeigte so recht, daß er aus dem Geschlecht der „Heimlichen" war oder wie einer der Diener, die in seiner Gegenwart Martha's Gewand und den Teppich verbrannten, den andern zuflüsterte: „Er weiß es vom Vater her, wie man den Leuten Sand in die Augen streut."

Für jeden Fremden, den Pfarrer ausgenommen, den Lothar in das Geheimniß zu ziehen für nothwendig hielt, blieb die Leiche Martha's unsichtbar; auch Bertha sah sie nur im Sarge. Diana freilich erfuhr Alles; in tiefster Trauer, verweint, verstört und doch mit einer

unverkennbaren, wenn gleich im Augenblick verschwindenden Siegesmiene, als sie Bertha begrüßte, war sie herübergekommen. „Ich habe selbst keinen Trost, wie könnte ich Dich trösten, mein Bruder“, sagte sie zu Julian. Lothar geleitete sie dann an Martha's Lager; „lassen Sie mich mit ihr allein“, bat sie — und saß eine Weile stumm der besiegten Feindin gegenüber. Sie weinte nicht, sie sprach nicht, kaum erblickte sie noch die Leiche, in die Leere starrte sie, weit hinaus bis in ihr eigenes Grab. Von ihrem Haar schnitt sie eine Locke ab und legte sie mit dem goldenen Kreuz der Schwester auf die Brust; eine der langen dunklen Locken Martha's, die bis auf ihre Brust hinabfielen, befühlte sie mit bebender Hand: „Schönes, seidenes Haar!“ und ging so — „todt sein ist gut“, sagte sie, als sie die Thür verschloß.

Fast zu gleicher Zeit verbreiteten die Zeitungen die Nachricht, daß die Baronin von Andlau plötzlich an einem Herzschlage gestorben sei und Diana Felsberg sich mit dem Grafen Lothar von Schönburg verlobt habe.

Da, wo Martha durch freiwilligen Tod Julian die Freiheit wieder gab und das stärkste Hinderniß für Diana's Liebe und Hoffnung wegräumte, hatte diese sich selbst gebunden. Dennoch entschlüpfte ihr keine

Klage — „leide, mein Herz, aber brich nicht“, das schien ihr täglicher Wahlspruch zu sein. Ihr Stolz konnte es Julian nicht verzeihen, daß er nach dem Geständniß ihrer Leidenschaft sich von ihr gewandt — „er gehe nun und suche eine Diana!“ Was sie an Liebenswürdigkeit und Hingebung besaß, brachte sie Lothar dar; ein tiefer Blickender entdeckte vielleicht, daß kein stürmisches, lebendiges Gefühl sie allmächtig zu dem Grafen gezogen, aber alles Süße, Sanfte und Weiche der Frauenliebe war in ihr. Ihr Erscheinen schon in Andlau während dieser Schreckenstage drängte Bertha in den Hintergrund, in keinem Augenblicke verlor sie die Besinnung, die Geistesgegenwart, nichts Verstelltes und Falsches lag in ihrem Schmerz — wer wußte es denn, daß sie ihre Träume und nicht Martha begrub? — und wiederum keine Uebertreibung: „wir haben uns nicht geliebt“, gestand sie dem Pfarrer, „aber sie war meine Schwester und ich werde sie beweinen, so lange ich lebe.“

Bertha war es in Monaten nicht gelungen, dem strengen und finstern Manne sich zu nähern, fast im Sturm eroberte Diana seine Zuneigung, ganz theilte sie mit ihm die Meinung von dem Elend dieser Welt. Mitten im Unglück, das ihm mehr des Fremdes als der Todten wegen das Herz zerschnitt, empfand so

Lothar ein stilles und reines Glück. Aus allen Verwickelungen hatte ihn das Schicksal, zwar nicht ohne Verlust und Leid, auf eine heitere Höhe geführt, ein reiches Feld der Thätigkeit breitete sich vor ihm aus, nach dem Testamente seines Oheims waren ihm durch Martha's Tod die beiden Güter von Goldau und Andlau zugefallen, hülfreich und liebend zugleich neigte sich ein holdes Mädchen ihm zu, in der er gleich das erste Mal, als er sie sah, den Stern seiner Zukunft begrüßt. Sein Glaube hatte ihn nicht betrogen, das Band, das anfangs so zart und zerreißbar gewebt war, wie fliegende Sommerfädchen, den härtesten Stürmen widerstanden; keine Schuld trübte seine Gedanken, keine Leidenschaft hatte ihn je verwirrt, in dem Untergang Martha's, Franziscus' und Bellori's fand er seine Lehre bestätigt, daß nur der im Leben unschuldig bleibt, der früh dem ungestümen Drang nach Thaten entsagen lernt.

Und Julian? Je länger er über Martha's That nachsann, um so mehr verlor sie ihr Plötzliches, ihre Furchtbarkeit milderte sich. Langsam war der Gedanke des Selbstmordes in ihr gereift, seine Abwesenheit hatte sie benutzt, ihn auszuführen. Ihm sollte es ein ewiges Geheimniß bleiben, was zuletzt denn doch das Bestimmende für sie gewesen, was ihr den Dolch in die

Hand gedrückt; Berthold konnte nur bezeugen, daß sie noch im Gespräch mit ihm keine Unruhe, keine Bewegung gezeigt und nur, als er die Vortrefflichkeit des Concerts gerühmt, bedauert habe, nicht dort gewesen zu sein; die Anklage, die er damals gegen Diana erhoben, verschwieg er freilich vor deren Bruder, bei der Wendung, die ihr Geschick genommen. Ein unüberwindlicher Trübsinn hatte Martha getödtet, beleidigter Stolz, die Ahnung, daß Julians Liebe im Entschwinden sei. Zu den Feigen gehörte Julian nicht, die ihre Schuld nicht anzuschauen wagen; „wie ich es auch betrachte", sagte er Lothar, „dies wird auf meinem Herzen brennen, es war ein Verhängniß, das uns schied, aber ich vollstreckte es doch, unwissentlich, unschuldig und bin nun doch der Schuldige." Daß er die stärkste Versuchung von sich gewiesen und ihr seine Treue bewahrt, nahm seinen Selbstvorwürfen zwar die schärfste Spitze, sie aber hätte es doch nicht für den Verlust seiner Neigung entschädigen können. In ihr tobte noch die Leidenschaft mit jugendlicher Kraft, all' ihre Ruhe war nur äußerlich gewesen und mit Recht hatte sie nach ihren Anschauungen einen raschen, muthigen Tod einem langsamen Hinschmachten vorgezogen. Diese Ueberzeugung wurde allmählig Balsam und Trost für Julian. Wenn Martha zuerst wie eine lockende Gestalt noch

am Rand ihres Grabes ihn versucht und die Arme nach ihm ausgestreckt, ihn nachzuziehen; wenn das Verführerische, das im Selbstmord liegt, da auch ihn erfaßt und ihm die Ruhe im Schooß des Alls als das Beste vorgespiegelt; die Gewalt, die wir über unser Leben haben, auch ihm als die einzig wohlthätige Gabe der unbegreiflichen Macht erschienen, welche uns zu Elend und Noth in das Dasein rief: so erblaßte im Lauf der Tage ihr geliebter Schatten mehr und mehr und verschmolz mit jenen Nebeln und Wolken, die im Herbst um den aufgehenden Mond dämmern, und vor dem Gedanken, nun frei zu sein und in Schmerzen geläutert an den Altar der Musen zu treten, entschwanden die Lockungen des Todes. Denn nicht Jedem geziemt das Gleiche — in römischer Weise bändigt der eine mit dem Dolch seine Leidenschaften, durch Arbeit und Entsagung besänftigt sie der andere.

In diesem Falle war Julian; gleich entfernt und geschieden von den beiden Frauen, deren Kampf sein Loos bedingt, konnte er nach Martha's Wunsch ein neues Leben beginnen, über seiner neuen Welt schimmerte die alte wie ein verklärendes Abendroth. Bang hatte er dem Zusammentreffen mit Diana entgegengesehen, allein fremder und kälter, als er es gewollt, begegnete sie ihm. Nur in der Gegenwart ihres Ver-

lobten redete sie noch mit ihm, sonst gingen sie mit schweigendem Gruße aneinander vorüber.

Nichts schien ihn ferner an Andlau zu binden, ein freier Mann trat er seine Reise an, kein Zwang konnte ihm die Heimkehr gebieten, doch beschlich die Trauer seine Brust, als er im Ausgang des Augustmonats, wenige Tage vor der Vermählung Diana's, mit Lothar über die Oede ging, d'rauf schon einige Wohnhäuser mit kleinen Gärtchen dahinter und Feldern darum sich erhoben.

„Von dem Allen scheide ich nun,“ sagte er, „ich gleiche doch trotz meiner Jugend dem Greise, der Bäume gepflanzt, deren Früchte erst die Enkel kosten. Mit so muthigen Hoffnungen begannen wir unser Werk, Martha und ich, unablässig haben wir uns im Dienst eines edlen Gedankens gemüht, jetzt liegt sie unter der Erde, ich gehe in die Fremde, wird unsern Anfängen eine bessere Zukunft werden? Oder ist bei dem unberechenbaren und nicht zu besiegenden Widerstand der Dinge und des Zufalls jeder Gedanke zur Veredelung Aller eine Täuschung? Das Trugbild eines Herzens, das, wie in der Wüste der Wanderer nach Wasser, in der allgemeinen Grausamkeit und Selbstsucht nach allumfassender Liebe lechzt?“

„Nein,“ erwiederte Lothar, „das wird es nicht sein;

viele Fahnen werden noch zerrissen und viel Tempel noch zerstört werden, allein das Ideal wird über uns glänzen als schönster Stern, ohne Wandel, immerdar. Und darin, meine ich, wird sein Sieg bestehen, daß allmählig die Geschlechter der Menschen inniger in einander wachsen, Ausgleichung und Versöhnung dem Kriege vorziehen lernen, daß die Unterschiede und Vorurtheile, die uns trennen, nicht ihr Wesen aber doch ihre Schroffheit verlieren. Das klingt freilich kleinlaut genug, mir fehlen aber die Schwingen der Begeisterung, die Sie emportragen; Sie haben mit dem Leben gekämpft, ich hab' es nur vorüberfließen gesehen. Für Ihr Werk indeß fürchten Sie nichts; treuer würden Sie es nicht fördern können, als Diana und ich; es ist Martha's Vermächtniß, es ruft uns zu jeder Stunde Ihr Gedenken zurück, gern wollen wir darum wie die Verstorbene den Vorwurf des Socialismus auf uns laden. Hat der Adel in diesen Tagen seines Untergangs noch eine letzte Sendung zu erfüllen, giebt es eine andere für ihn als das Banner der Freiheit und der Menschenwürde voranzutragen?"

Wie um sein Wort auch ihrerseits zu bestätigen, kam ihnen da Diana aus einem der kleinsten Häuser mit Bertha entgegen — eine kranke Frau lag darin, der sie Trost zugesprochen und Erleichterung gebracht . . .

So oft sie in Andlau weilte, übte Diana die Pflichten der Herrin gegen die Armen und Schwachen und mit einem gewissen Gefühl des Uebermuths zählte sie Bertha zu diesen.

Der augenblicklichen Abreise des jungen Mädchens nach Martha's Tode hatten sich Lothar wie Julian widersetzt, zumeist Diana: es solle nicht den Schein haben, als verdränge sie die Freundin ihrer Schwester; sie bat so lange, bis Bertha nachgab und blieb. Unter dem Vorwande, seine Nichte abzuholen, war dann Herr Alois Kalt aus der Hauptstadt in Golderz eingetroffen und da ihm angeblich das Bad wohlthat und die Gesellschaft gefiel, hielt er sich dort auf, bis die Trauung Diana's herannahte und er, „ohne unartig zu erscheinen," eine Einladung dazu nicht mehr ablehnen konnte. In der That aber zögerte er nur, um das Vertrauen des Grafen sich ganz zu gewinnen und in irgend einer Form die große Macht wieder zu erhalten, die er während der Krankheit des Freiherrn besessen.

Lothar hatte es im Gespräch fallen lassen, der Verwaltung dreier Güter fühle er sich nicht gewachsen, es möchte das Vernünftigste sein, Goldau, das kleinste und vernachlässigte, zu verkaufen und mit dem Erlös Andlau und Schönburg zu verbessern. Das wäre ein Geschäft für den Justizrath gewesen, er hätte gern den Kauf ge-

leitet — diese Aussicht verjüngte ihn, die Stimmung „eines alten Herrn mit bedenklichen Zähnen“ schlug in die „rosenrothe“ um, wenn „man beim Nachtisch Mandeln knackt“ und über die Vorzüge italienischer Sängerinnen streitet. Der „sogenannten Reitkunst, richtiger Pferdedressur“ hatte er abgesagt, er erinnere sich in keinem Handbuch der Mythologie gelesen zu haben, daß die Musen zu Pferde auf den Helikon geritten, und schwärmte nur noch für Arien und Finale's, in den ersten wäre Bellini, für die zweiten Rossini der Meister. Im Uebrigen konnte von „einer thatsächlichen und unlöslichen“ Verbindung zwischen ihm und der Kunst nicht mehr die Rede sein: diese Verhältnisse müßten „leicht“ bleiben, um ihre Anmuth zu bewahren, der „häusliche Herd“ und die „Kunst“ paßten zusammen, wie auf irdenen Topf ein silberner Deckel, er tröste sich mit dem Wort Mephisto's über Gretchen: du bist der erste nicht — und sein Entschluß war darum fest, seine Nichte wieder zu sich in's Haus zu nehmen.

Bertha's Liebe war noch so jung, Berthold noch die Treue und Hingebung selbst, das Geheimniß und die Mondscheinnacht, die sie umspielte, so süß, daß Bertha nur mit Grauen an das Ende des Traums und der Stunde dachte, in der sie den „verzauberten“ Garten von Andlau verlassen würde. Außerhalb dieser Mauern

war Alles kahl und leer, verdrängte das eintönige Grau in Grau gemeiner Sorgen und Wünsche den farbigen Schimmer über diesen Bäumen und Blumen. Fast schien es ihr unmöglich, fern von ihnen zu leben, nach dem Verlust der Freundin auch den des Freundes zu ertragen. Denn wie tief Martha's Tod sie erschüttert, wie geneigt sie auch sein mochte, in diesem zufälligen Zusammentreffen ein schlimmes Vorzeichen für ihre in derselben Nacht geborene Liebe zu ahnen, die Freude überwog den Schmerz, Berthold's Kuß trocknete die Thränen, die der Gestorbenen flossen. Nur noch stärker fühlte sie sich fortan zu ihm hingezogen, er war ihr in der kurzen Zeit Alles geworden. Zu Diana konnte sie kein Vertrauen fassen, Berthold brauchte sie nicht einmal vor ihr zu warnen; trotzdem, daß beide Mädchen jetzt oft bei einander waren und Diana nichts unterließ, sich der Gefährtin gefällig und huldreich zu zeigen, vergab Bertha nicht, daß um deretwillen Arthur und Lothar ihr selbst die Treue gebrochen; in diesen schwärzesten Farben betrachtete sie ihr früheres Verhältniß zu ihnen, vergab ihr vor Allem weder ihren Sieg noch ihren Reichthum. Unter den Männern aber gab es nur einen, der sie verdiente — Julian und Lothar hatten sie immer „beinahe wie ein Kind“ behandelt, für sie gesorgt, ohne sie um Rath darüber zu fragen. Und auch diese

sorgende Freundschaft trat zurück, als ihr Oheim ihr reumüthig wieder die Arme öffnete und in seiner „väterlichen Liebe“ ihre Zukunft gesichert war. Lothar glaubte sich den Dank des jungen Mädchens erworben zu haben, daß er Herrn Alois Kalt ganz gegen sein sonstiges Zaudern und seine „Heimlichkeit“ warm in's Herz geredet und ihm sein hartes ungebührliches Verfahren wider seine Nichte vorgehalten, in Bertha's Kopf aber wirbelten weit andere Pläne. Sie wollte nicht in die Hauptstadt, wenigstens nicht in das Haus des Oheims heimkehren; das erkannte sie, ungeachtet ihre schwärmerisch erhitzte Einbildung die Dinge tanzen ließ, daß Herr Alois Kalt nie seine Einwilligung zu ihrer Heirath mit Berthold ertheilen würde — wie wär' es, wenn sie mit dem Geliebten entfloh? Dem Muthigen thun sich hundert Wege zum Glücke auf und würde Berthold nicht entzückt jeden wandeln, den sie einschlug? Hierin trennten sich indeß Berthold's Lebensansichten zum ersten Mal von den ihrigen, ohne Umschweif nannte er sie eine Thörin; er war nicht Willens, seinen leichten Nachen mit dem „unnöthigen Ballast einer alten Geliebten“ zu beschweren — „ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen,“ an dem Spruch hielt er fest, nebenbei sollte freilich das Verhältniß mit Bertha fortgesetzt, ihre Hand als „Nothanker“ für böse Zeiten aufgespart werden.

Zu diesem Zwecke aber war eine Versöhnung zwischen Oheim und Nichte nothwendig, sie aufschieben und vielleicht dadurch für immer verhindern, eine Unklugheit, die er, „einem so vernünftigen Mädchen“ gar nicht zugetraut. Sie müsse dem Oheim folgen; er ginge mit Herrn Julian auf Reisen, in die Welt, Briefe wanderten ja schnell genug von Ort zu Ort und seit es Eisenbahnen und Dampfschiffe gebe, habe es mit der Trennung liebender Herzen nicht viel auf sich. Seinem Machtgebot fügte sich Bertha — enttäuscht, betrogen und doch in der unerbittlichen Nothwendigkeit, noch Schlimmeres in Geduld hinnehmen zu müssen, um ihn nicht zu erbittern, sie hing von seiner Gnade ab . . .

Wird er wiederkommen? Werden seine Schwüre nicht in den Wind gesprochen sein? Solche Gedanken verwischten den Schmelz ihrer Schönheit, daß sie am Hochzeitstage Diana's, in der St. Johanniskirche, in der auf den Wunsch der Braut die Trauung vollzogen wurde, unter den Mädchen in deren Gefolge, zur großen Freude Henriettens, nicht die schönste und hervorragendste war.

„Du kehrst zu mir zurück, Berthold?“

„Ich komme.“

Er gelobte es ihr noch einmal beim Abschied — wenn aber die Pferde anziehen oder der gellende Pfiff

der Locomotive erschallt und in Staub und Rauch verschwindet, was wir noch in diesem Augenblick an die Brust gedrückt; wenn zwei, die eine lange Strecke mit einander gewandert und Lust und Noth getheilt, den Markstein erreichen, an dem, gleichviel in welcher Laune, rechtwärts doch der eine und linkwärts sich der andere wenden muß; wer von ihnen kann wissen, ob je sie sich wieder zusammen finden werden?

„Ich komme“ — er dachte nichts anders, dachte nicht daran, sie aufzugeben und berechnete im Gegentheil schon das Vermögen des Justizraths, der eben, während die beiden in einem Gebüsch des Gartens flüstern, auf der Terrasse sich mit einem Handkuß der jungen Gräfin von Schönburg empfiehlt „mit gehobenen Empfindungen,“ denn er ist von Lothar beauftragt, Goldau zu verkaufen... „Ich komme“ — aber die Welt ist so weit, so wechselnd und bunt; in vier Wochen, im lustigen Paris, wird Berthold, seine Kenntniß der französischen Sprache gründlich zu erweitern, Arm in Arm mit einer „blassen“ Blanche oder einer „schwarzlockigen“ Cora, die er bei einem thränennassen „Melodrama“ im zweiten Rang der Porte St. Martin kennen gelernt, durch die Straßen, über die Boulevards „flaniren,“ das Schloß von Andlau ein „elendes Nest“

nennen und von der heißgeliebten Bertha — nichts mehr wissen!

Und sie? Gebt Acht, sie heirathet, trotz alledem, mit ihrem dreißigsten Jahre einen unglücklichen Schreiber vielleicht, der in dem Bureau ihres Oheim's Tag aus Tag ein Akten und Rechnungen geschrieben und daneben diesen und jenen Auftrag des „gnädigen Fräuleins“ ausgeführt und im dienstfertigen Eifer emporgesprungen, wenn sie um einen Bogen Papier gebeten, unerwartet und — unerwünscht beglückt sie ihn mit ihrem Namen, ihrem Gelde; der Oheim starb, sie ist die einzige Erbin und der arme Schelm hat niemals „Nein“ zu sagen gewagt. Nun ist sie verheirathet — eine hagere, steife Gestalt, bitter und mürrisch und geizig, mit dem alten Puritanerhochmuth der Tugend, trotz alledem, ihren Mann quälend, die Jugend schmähend und ihren Hunden und Katzen marmorne Gedenksteine errichtend . . .

O, ruft ihr erbittert, welch' häßliches Bild! Nein, so wird sie nicht enden, vergleichest du selbst sie nicht mit Desdemona? Wohl, wenn ihr der Tugend einen bessern Ausgang wünscht, so betet zu Gott: er möge sie jung sterben lassen, wie Desdemona.

Acht Tage nach der Vermählung Diana's und Lothar's hatte die Mehrzahl der Gäste und Freunde das Schloß verlassen.

Sichtlich bevorzugte Diana Andlau: es läge Golderz und Sibyllenruh näher, als Schönburg, das überdies für den Aufenthalt der Prinzessin, die dem jungen Paar im Herbst ihren Besuch versprochen, hier und dort ausgebessert und ausgeschmückt werden müsse; für den aber, der so tief in ihre Seele blickte, wie Julian, war es nur die unruhige, sie noch jetzt peinigende Eifersucht gegen Martha, die Begierde, sie gerade auf dem Schauplatz ihrer Thätigkeit, wo ihr Bild noch Jedem lebhaft vorschwebte, durch ihr eigenes Walten und ihre Anmuth in Vergessenheit zu bringen.

An diesem dreißigsten August, in den Nachmittagsstunden, schied nun auch Julian.

Er hatte die Schwester umarmt, die seinen Kuß auf ihre kalte Stirn duldete, ohne ihn zu erwiedern und lautlos und thränenlos aus dem Gemach in den Garten stürzte.

Lothar gab Julian bis an den Rand des Schloßhügels das Geleit, dort erwartete ihn Berthold und ein Reitknecht mit den Rossen, zum letzten Mal wollte Julian durch den Tannenwald reiten, gen Golderz, der Eisenbahnstation zu.

„Wenn Menschen von einander geh'n, so sagen sie auf Wiederseh'n“ — mit ähnlichen Worten und red-

lichem, die alte Freundschaft bekräftigenden Handschlag trennten sich dort die Männer.

Mit beflügelten Schritten eilte Lothar zurück, der Gattin nach. Am Fuß der mittleren Treppe, die von den Terrassen hinab zum Springbrunnen führte, fand er Henriette, die liebste Freundin Diana's, die sie nicht hatte von sich lassen wollen, mit einem Windspiel sich jagend.

„Wo ist Diana?“

„Die Fichtenallee zu dem Gartenhaus ist sie entlang gegangen, sie wollte dort oben auf der Höhe allein sein und verbot mir, ihr zu folgen.“

Lothar schien der Meinung, daß dies Verbot nicht für ihn gelte, er schlug den angegebenen Weg ein. Wohnlich und zierlich war das Haus, auf dessen eben erst vollendeter Schwelle vor Jahresfrist Martha und die Prinzessin den Fichtenzweig an Lothar gesandt, jetzt eingerichtet, noch freier hatte man durch das Fällen einiger Bäume die Durchsicht nach dem Wald und der Fahrstraße geöffnet.

Auf das Holzgitter um den Rand der Höhe stützte sich Diana, das brennende Auge wie in einer Vorahnung auf den Fleck gerichtet, d'rauf unter den Tannen in wenig Augenblicken Julian erscheinen mußte. Regungslos stand sie; die linke Hand auf den Stäben,

die rechte auf ihrem Herzen. In den Falten ihres blauen Seidenkleides spielte der Wind, jetzt erhob er den Saum, jetzt ließ er ihn wieder sinken. Eine leise Bewegung war in den Wipfeln, ein leises Wehen ging durch die Landschaft. Von Zweig zu Zweig hüpften die Vögel, die Rehe wanderten über die Waldwiese dem Teiche zu — ganz in der Ferne klang und verklang ein einzelner Schuß, ein Axtschlag der Holzfäller wider den Baum — oben am Himmelszelt eilten die Wolken . . . woher? wohin? wozu? Ja — wozu dies Kommen und Vergehen, dies Hallen und Verhallen, dies Eilen und doch nimmer Erreichen des höchsten Zieles, dies Lodern und Verlodern der Flammen? Wozu? Fester preßte Diana die Hand auf ihr Herz.

Drüben, auf der Landstraße, blieb es still, wunderbar still für das unruhige Wallen ihres Blutes, nur hinter ihr regte es sich.

„Bist Du es Lothar?“ fragte sie, um sah sie sich nicht.

„Ja, Diana; Du willst den Bruder noch einmal von hier sehen?“

Sie nickte schweigend, er ging in das Haus, das Fernglas, das sich dort befand, zu holen und nach der Fahrstraße zu richten.

Eine Staubwolke flog durch den Wald, die Spitzen

von Diana's Locken zitterten auf ihrem Nacken, sonst stand sie vornüber geneigt, ehern, wie früher.

Die Heranjagenden wurden sichtbar —

„Sieh doch, Diana," rief Lothar, „das ist Oswald, der wackere junge Mann, der mir im vergangenen Herbst Deine Botschaft brachte."

„Ich erkenn' ihn nun auch."

„Wie kömmt er in unsere Gegend?"

„Hörtest Du es nicht? Henriette erzählte gestern Abend von der Kunstreitergesellschaft, die einige Vorstellungen in Golderz bei ihrer Durchreise geben will, dann gehen sie weiter nach Böhmen hinein, nach Wien."

„Und Oswald kömmt uns einzuladen?"

„Wahrscheinlich."

„Eine Dame ist bei ihm — wie geziert sie ist mit ihren langen braunen Locken!"

„O, sie ist schön, Lothar."

„Ich wette, das ist Mademoiselle Hortense und die plötzliche Abreise unsers Justizrathes, für die er trotz seiner Gewandtheit keinen triftigen Grund vorzuschützen vermochte, erklärt sich leicht — er floh die Dame, den begünstigten Freund und alte Erinnerungen."

Darüber hatte sie Oswald erblickt und sprengte, so weit es der schroffe Felsabhang gestattete, mit seiner Begleiterin näher. Während diese grüßend die Reitgerte

an ihr Hütchen legte, hob er sich in den Steigbügeln, schwenkte den Hut und rief: „Es lebe die Frau Gräfin von Schönburg.“

Diana aber dankte nicht — von der andern Seite ritt die Straße Julian hinauf.

„Da sind sie, da sind sie!“ sagte Lothar und winkte mit der Hand.

Sie schaute nur hinüber, eine Bewegung machte sie nicht . . .

Zu ihren Füßen, unter den Tannen, begrüßten sich mit freudigem Hurrah! die beiden Gruppen — im ersten Anschaun erkannten sich alle vier als Wanderer ohne Heimath — den einen hatte sie das Schicksal verschlossen, die andern freiwillig ihr entsagt —

„Hurrah! Ihr habt die Ruhe, wir haben die Freiheit“ — das mochte Julian mit dem letzten Lebewohl sagen, das er den beiden Gatten hinaufsandte.

Diana sah ihn schon nicht mehr, ihr dunkelte es vor den Augen.

„Vorüber!“ rief Lothar und stieß das Fernrohr zusammen.

Auseinander waren die Reiter gestoben, nordwärts diese, gen Süden jene; als sich der Flor vor Diana's Blicken zertheilte, wogte nur der aufgewirbelte Staub über die Stelle. Wie er zerrann, so war all' ihre

Liebe und Hoffnung zerronnen, ein Gefühl unendlicher Einsamkeit und Trauer ergriff sie — was sollte sie, was besaß sie noch in dieser Welt des leeren, nichtigen Scheins? Da wandte sie in trostlosem Gram ihr Antlitz — mit lautem Schrei sank sie an Lothar's Brust und weinte bitterlich.

Ende.